

Besprechungen

CHRISTINA ANTENHOFER, **Die Familienkiste. Mensch-Objekt-Beziehungen im Mittelalter und in der Renaissance**, 2 Bände (Mittelalter-Forschungen 67/1–2), Thorbecke, Ostfildern 2022. ISBN 978-3-7995-4374-3, 1320 S., zahlr. Abb.

Die in prominenter Schriftenreihe und in zwei gleichermaßen gewichtigen wie bibliophilen Teilbänden erschienene Innsbrucker Habilitationsschrift Christina Antenhofers trägt einen hübschen wie passenden Titel. Hübsch, weil er gleichsam zum Öffnen der Kiste einlädt – passend, weil er, wie im Vorwort dargelegt, die darin abgelegten Dinge mit den Prozessen des Hineinlegens und Herausnehmens sowie mit den dabei verknüpften menschlichen Erinnerungen, Erzählungen und Beziehungen verbindet, also auch die Mensch-Objekt-Beziehungen umrahmt, die den Untertitel des Werks ausmachen. Dieses ist in seitenstarke Abschnitte unterteilt, die jeweils einen geradezu monographischen Charakter beanspruchen dürfen.

Die eingehende, umsichtige, doch zugleich zupackende Einleitung eröffnet sogleich mit den beiden Grundfragen, denen sich die Verfasserin vertieft widmen möchte: zum einen der Frage „nach den emotionalen Bindungen, die Menschen zu Dingen unterhielten“ (S. 1) und den „Emotionen zwischen Menschen, die über die Dinge vermittelt werden“ (S. 2); zum anderen nach den „Informationen, die Objekte in sich ‚speichern‘“ (S. 2) – Lebensentwürfe, Inventare als Listen nicht nur von Dingen, sondern gleichsam des Lebens, Dinge also auch als raunende Zeugen, wo Urkunden und Chroniken eher schweigen. Christina Antenhofer geht offen und überzeugend damit um, dass die von ihr gewählten menschlichen Protagonist:innen mit dem fürstlichen Adel individuell wie als Gruppe recht eigentlich eine Ausnahme darstellen. Jedoch sind eben aus dieser sozialen Gruppe besonders viele schriftliche und dingliche Hinterlassenschaften überliefert und es sind gleichwohl interaktiv weitere soziale Kreise und eben nicht allein Luxusobjekte berührt. Die herangezogenen Fürstenfamilien sind vornehmlich die Gonzaga, Visconti und Sforza, ferner die Görz-Tirol, Habsburg, Wittelsbach und Württemberg. Damit ist Tirol sowohl als dynastischer Raum als auch als adliger Transitraum in Zentraleuropa betroffen. Die Quellenbasis der Arbeit ist mit 38 Inventaren, 55 Ehe- und 35 Hausverträgen, 90 Testamenten, zudem ergänzenden Briefen und Urkunden in vierstelliger Zahl mehr als stattlich und – soviel sei vorweggenommen – in der Folge sehr ergiebig.

Nicht nur die Einleitung besticht mit einem souveränen und dicht belegten Überblick über die Theorie- und Deutungsangebote in der Materiellen Kultur, der Diskurs-, Emotions- und Gendergeschichte sowie der historischen Praxeologie. Vielmehr bieten die Teile I und II der Arbeit über *Materielle Kultur: Theorien und Begriffe* und *Das Mittelalter und seine Objekte: Paradigmen und Überlieferungsformen* auf gut 150 Seiten eine bemerkenswerte Einführung in den Stand und die Möglichkeiten der Forschung, die Objektgattungen, -deutungen und -nutzungen sowie die hierfür

wichtigsten praxeologischen Ansätze. Diese beiden Teile hätten durchaus das Zeug, zusammen als eigenständiges Studienbuch herausgebracht zu werden, bleiben aber dennoch dem stringenten Gang der Untersuchung verpflichtet.

Der III. Teil des Werks (S. 207–674) untersucht – ausgehend vom *Liber iocalium* der Antonia Visconti (1380) – *Dinge und Individuen: Fürstliche Inventare als Quellen für Lebensentwürfe und Ordnungskonzepte (14. und 15. Jahrhundert)*. Schon dieses eröffnende und ebenso die weiteren vergleichenden Stücke (darunter auch Listen zu männlicher Habe im Fürstenrang) erweisen mittels tiefeschürfend-sorgfältiger Analyse die ganze Tragfähigkeit des von Christina Antenhofers ausgefalteten Analyseprogramms, auch und gerade weil sie dabei bewährte Schritte der Quellenkritik in keiner Weise abkürzt oder vernachlässigt – wie man sonst heutzutage leider immer wieder festzustellen hat. So entsteht genau jenes dynamische Ergebnisbild von Mensch-Objekt-Beziehungen und praktisch all ihren Wechselwirkungen zu jener Zeit, wie es sich die Autorin vorgenommen hat. Aus dem gar nicht referierbaren Reichtum an Beobachtungen und Befunden sei hier nur ganz exemplarisch und dabei durchaus paradigmatisch der Aspekt der „Objektbiographien“ hervorgehoben, bei dem über die Nutzungen, Nachverwendungen bis Veräußerungen des Brautschatzes etwa der Bianca Maria Sforza (1493) dessen (dingliches wie soziales) Fortleben plastisch wird.

Der zweite Teilband beinhaltet sodann Teil IV der Untersuchung: *Dinge und Dynastien. Gruppenspezifische Bedeutungen der materiellen Kultur im Spiegel der archivalischen Überlieferung (13.–16. Jahrhundert)*. Damit wird der Blick sowohl zeitlich als auch akteur:innenbezogen noch einmal geweitet, gewissermaßen eine dynastische und quellenmäßige „Kontextualisierung“ (S. 675 und öfter) der vorangegangenen Detailstudien und nicht zuletzt eine Quellenheuristik der bereits benannten Dynastien geboten, welche nachfolgender Forschung ebenfalls von erheblichem Nutzen sein wird. Das V. Kapitel bietet auf 230 Seiten *Einordnungen und Systematisierung* zu den bereits etablierten Ergebnissen der Arbeit, welche im Grunde schon ein dichtes und umfangreiches Fazit der Arbeit darstellen. Hier werden vom „Ensemble der Dinge“ über die dazugehörige Schriftquellengese, die Praktik(en) des Vererbens, „Kulturkontakt und Wahrnehmungen“ (darunter prominent unter anderem die Fürstenhochzeiten über die Alpen hinweg) bis hin zu Dingen, Praktiken und Reliktformen insgesamt profunde und luzide Sortierungen des Materials und der daraus zu gewinnenden Resultate angeboten.

Das nachfolgende *Resümee und Fazit* pointiert auf 25 Seiten die Entscheidungen, Ergebnisse, aber auch Grenzen der Untersuchung. Hier wird unter anderem nochmals deutlich gemacht, dass und wie Dinge in der Überlieferung selten nur für sich allein vorkommen, dass und wie es eine Diversität auch an Nutzungsformen und Nutzungsrechten an Objekten zwischen fürstlichen Individuen und Gruppen gab und schließlich, dass Menschen und Objekte in gewissen Weisen tatsächlich aufeinander wirkten, ja miteinander kommunizierten. Zuletzt sei aus der reichen Ernte noch herausgepfückt, dass auch hier die menschlichen Affektäußerungen gerade beim Vererben ganz bestimmter Stücke Einblicke in Gefühlswelten und Beziehungen bieten, wie wir sie sonst selten aus nicht-literarischen Schriftquellen des Mittelalters ermitteln können.

Das Werk Christina Antenhofers kann hier nur sehr ansatzweise besprochen werden. Denn es ist nicht nur schwerwiegend und umfangreich, sondern zuvorderst

reichhaltig und wichtig, was zu guter Letzt das schier atemberaubende Quellen- und Literaturverzeichnis sowie das von Leser:innen sicher dankbar aufgenommene Register aufzeigt. So sind die beiden Teilbände zusammen zwar auch quantitativ, vor allem aber qualitativ ein *Opus magnum*, ein großer Wurf, der sehr zu begrüßen ist und die Forschung zu den verschiedenen beachteten Feldern erheblich erweitert, bereichert und nachhaltig prägen wird! Mag es auch ob der inhaltlichen Fülle und Länge kaum in einem Zug zu lesen sein, lädt es doch dazu ein, immer wieder in die Hand genommen und weitergelesen zu werden – so wie man eben auch eine gefüllte Familienkiste gerne nach und nach entdeckt, ausbreitet und immer wieder Neues erfährt.

GABRIEL ZEILINGER, Erlangen

Stift Stams. Ein Tiroler Juwel mit wechselvoller Geschichte, hg. von MICHAEL FORCHER, Haymon Verlag, Innsbruck / Wien 2019. ISBN: 9783709972601, 359 S., Abb., Karten, Notenbeispiele.

In dem Buch *Stift Stams. Ein Tiroler Juwel mit wechselvoller Geschichte* versammelt Michael Forcher unter seiner Herausgeberschaft ein breites Oeuvre an Beiträgen, die sich mit diversen Aspekten und Themenbereichen rund um die Oberinntaler Zisterze beschäftigen. Schon auf dem Titelblatt stechen die Namen bekannter Geschichtsforscher, Denkmalpfleger und Kunsthistoriker wie CHRISTOPH HAIDACHER, JOSEF RIEDMANN, WALTER HAUSER oder GERT AMMANN (um nur diese vier zu nennen) ins Auge und reihen sich neben Persönlichkeiten ein, die gleichfalls mit dem Kloster, seiner Geschichte und Gegenwart selbst eng verbunden sind.

Der zweite Blick streift das etwas eigenwillige, in sechs große Teilbereiche untergliederte Inhaltsverzeichnis, das man sich als Forschender der Geschichtswissenschaften eventuell etwas strukturierter gewünscht hätte, um den inhaltlichen Zugang der einzelnen Beiträge schon *a priori* komprimiert zu erfassen und im Zweifelsfall zielgerichtet in den jeweiligen Absätzen sofort nach Interesse nachschlagen zu können. Bei näherer Betrachtung wird jedoch offenkundig, dass es sich hierbei weniger um eine Verabsäumung eines wissenschaftlichen Arbeitsnarratives als vielmehr um eine gezielte, kluge Strategie handelt, die die Lesenden dazu zwingt, selbst bis zu den einzelnen Beiträgen vorzublättern, um sie im Detail zu betrachten. Einmal bei dem jeweiligen Abschnitt angelangt, verfällt man dann auch rasch der von den Aufsätzen ausgehenden Anziehungskraft. Denn diese verzichten auf überlange Einleitungen, schwerlastige methodische Neuansätze, um – *ad temporis novitatem* – den Sammelband in eine Reihe der aktuellen Geschichtswissenschaft zu stellen, und fokussieren sich stattdessen auf das wesentliche Merkmal des Bandes: eine Zusammenschau von Geschichten zur Geschichte des Stiftes Stams.

Neben dem anregenden, beinahe journalistisch anmutenden Sprachstil kommt hier insbesondere die grafische Gestaltung der diversen Beiträge dem Interesse zugute. Zahlreiche Farbbildungen, Fotokopien von Urkunden, Siegeln und Urbaren sowie Fotografien aus vergangenen Tagen umrahmen die Aufsätze und sorgen so dafür, dass die Lesenden selbst bei Beiträgen, die zunächst das Interesse nur touchieren, hängen bleiben und verweilen. In gleicher Weise fungieren die im Gelbton unterlegten Text-

passagen als *Eye-catcher*, in denen in aller Kürze komplexe Themen vermittelt und einzelne Besonderheiten des Stifts unterstrichen und hervorgehoben werden.

Dabei beschränkt sich der Sammelband nicht einzig auf die wechselvolle Geschichte der Zisterze, sondern richtet seinen Blick gleichsam auf kunstgeschichtliche Themenbereiche und schlägt eine Brücke zur jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. Nicht zuletzt auf Basis seiner barocken Ausstattung und der langwierigen, jedoch wunderbar gelungenen Restaurierung kann Stift Stams auch heute noch zurecht als kulturelles Juwel des Landes Tirol gewertet werden. Parallel dazu war und ist ein Kloster immer zentraler Wirtschafts- und Seelsorgestandort, der nicht nur historisch in den Fokus genommen wird, sondern mit den Beiträgen von Teil III im Sammelband eben auch eine aktuelle Diskussion zur Rolle der Zisterze in der Gegenwart erfährt. Hier hätte man sich eventuell eine etwas tiefere, kritische Reflexion gewünscht, etwa zur Frage, welche Zukunftspläne Kloster und Konvent anstreben oder vor welchen Herausforderungen Stift Stams in den nächsten Generationen stehen wird, eine Frage, die im Band nur vorsichtig, implizit oder am äußersten Rand Gegenstand der Beschäftigung ist. Auch die Bedeutung des Stiftsarchivs, eines für die Geschichtsforschung zum Raum des historischen Tirol bislang kaum ausgeschöpften respektive gehobenen Schatzes, wird im Band nicht thematisiert, hätte sich bei dem Titel des Bandes mit Verweis auf das Stift als „Tiroler Juwel“ allerdings geradezu paradigmatisch angeboten.

Tatsächlich vermisst werden im Band demgegenüber vor allem die fehlenden Anmerkungen im Sinne von End- oder Fußnoten, wodurch eine Rückverfolgung verwendeter Quellen- und Literaturwerke erheblich erschwert wird. Immerhin wurde in Hinblick auf die bei der Ausarbeitung verwendete Forschungsliteratur im Anhang eine grobe Zusammenschau gegeben, obgleich dem dort einleitenden Satz „Zahlreiche Urkunden sind wissenschaftlich bearbeitet und ediert [...]“ (S. 354) zu widersprechen ist. Tatsächlich ist nur ein marginaler Teil der Urkunden näher erschlossen und längst nicht alle sind auf der Website von *Monasterium* (www.monasterium.net) erfasst worden. Auch bleiben tatsächliche Neubetrachtungen in den einzelnen Teilbereichen des Sammelbandes zumeist aus oder beschränken sich auf Nuancen. Im Hinblick auf die grundlegende Ausrichtung des Sammelbands kann diese Kritik allerdings allenfalls als beckmesserisch bezeichnet werden und minimiert keineswegs das Verdienst und die gelungene Gesamtkomposition des Werks.

Generell zielt der Band ja gerade nicht auf die kleine, wissenschaftliche Gemeinschaft als Zielpublikum ab – setzt sich folglich nicht das Ziel, vollkommen Neues in kleinen Sparten zu erkunden –, sondern möchte Wissensvermittlung für die Breite „mit unterhaltenden, kuriosen, ja spannenden Elementen“ (S. 8) als Ziel vorangestellt wissen, um so Erkenntnisse und Unterhaltung symbiotisch zum Produkt eines „populären Sachbuchs“ (S. 8) zu vermengen. Die Lücke, die mit dem Sammelband avisiert und erfolgreich geschlossen wurde, ist somit nicht im Bereich des Erkenntnisgewinns der detaillierten wissenschaftlichen Forschung zu verorten, sondern im Bereich einer Zusammenschau aus episodischen Highlights aus Vergangenheit und Gegenwart für das geschichtsinteressierte Publikum. Ein Ziel, das den Autorinnen und Autoren rund um Michael Forcher mit ihrem breitenwirksamen Sachbuch nicht nur gelungen ist, sondern gleicherweise die noch heute zentrale Bedeutung von Stift Stams als „Tiroler Juwel“ untermauert.

TOBIAS PAMER, Innsbruck

La signoria rurale nell'Italia del tardo medioevo. Le signorie trentine, hg. von MARCO BETTOTTI / GIAN MARIA VARANINI (La signoria rurale nel XIV–XV secolo: per ripensare l'Italia tardomedievale 6), Firenze University, Press 2023. ISBN 9791221500967, 402 S., Farbabb.

Der 6. Band aus der Reihe *La signoria rurale nel XIV–XV secolo: per ripensare l'Italia tardomedievale* bringt aktuelle Erkenntnisse zur ländlichen Adelherrschaft in der heutigen autonomen Provinz Trient in den landeshistorischen Diskurs um ein historiografisch aufgeladenes und historisch umkämpftes Grenzgebiet zwischen dem heutigen Italien und dem mittelalterlichen Reichsgebiet unter Habsburgischer Herrschaft ein. Die zehn italienischen Autor:innen haben es sich – so die Einleitung – zum Ziel gesetzt, neue Perspektiven auf die bisherige traditionell national sowie sprachgebietsgebundene Forschung zum Trentino zu ermöglichen. Ein inhaltlicher Fokus liegt dabei auf den seit jeher konkurrierenden Akteur:innen, konkret den Fürstbischöfen von Trient auf der einen und den Grafen von Tirol auf der anderen Seite. Es werden neue Quellen aus den Archiven erschlossen, die die komplexe Gemengelage der Landesherrschaft zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert beleuchten.

Der erste Teil des Sammelbandes mit dem Titel *An den Grenzen Italiens. Formen der Adelherrschaft in den Trentiner Tälern* vereint sechs Aufsätze, die allesamt den Grundstrukturen der ländlichen Herrschaft in den Tälern Südtirols, des Trentino, der Valsugana, des Val Vestino und rund um den Gardasee gewidmet sind. Hier werden einzelne geografische Gebiete und Herrscherfamilien quellennah vorgestellt und in ihren Eigenheiten beschrieben. Trotz einiger Unterschiede – so wird bei der Lektüre deutlich – nutzten Herrscherfamilien doch im Großen und Ganzen, auch in Krisenzeiten wie dem 14. Jahrhundert, dieselben Mittel zur Machtausübung, angefangen mit einer verstärkten Gesetzgebung und Schriftlichkeit in der Verwaltung, über die Einsetzung von Beamten, bis hin zur Ausübung physischer Gewalt.

Der zweite Teil des Bandes *Innerhalb der Herrschaftsgebiete des Trentino. Ein langes Mittelalter* behandelt in fünf Aufsätzen dann weniger deskriptiv als der erste Teil verschiedene Themen der Herrschungspraxis, wie konkrete Verwaltung und Rechtsprechung, die Bischofsherrschaft, Stiftungen und Patronage sowie ökonomische Aspekte und die grundwissenschaftlich erschlossene Herrschaftsrepräsentation. Der sechste Aufsatz ist der Überlieferung der Trentiner Familienarchive („archivi signorili ancora ben chiusi nei castelli“, Einleitung, S. 10 und 16) und ihren bisher ungenutzten Auswertungsmöglichkeiten gewidmet.

Der Band bietet eine lesenswerte, aktuelle Lektüre zu einzelnen Herrschaftsgebieten des Trentino und dient zugleich als Grundlage für einen Vergleich mit anderen Landschaften. Das Buch beleuchtet dabei die facettenreiche und vielschichtige Herrschaft über Land und Leute, feudale Strukturen und die Mittel der Adelherrschaft (zum Beispiel verstärkte Schriftlichkeit, Gesetzgebung, Rechtsprechung und Landverwaltung [auch vor allem von Gemeingütern], Einsetzung von Verwaltern, Heiratspolitik, Genealogie, etc.) – und bleibt dabei einer traditionellen mediävistischen Methodik verpflichtet.

Der Band ist daher nicht unbedingt für uninformierte Laien oder als Einstiegslektüre zur mittelalterlichen Geschichte der Provinz Trient geeignet, da die Autoren sehr viel Grundwissen voraussetzen. Ein Kritikpunkt ist daher das Fehlen einer resümierenden, konzisen Zusammenfassung – erscheinen doch zahlreiche vergleichbare

oder ähnliche Aspekte immer wieder in den einzelnen Aufsätzen und hätten in einer Querschau nochmals an Tiefenschärfe gewinnen können. Der Band wird durch Karten in jedem Kapitel, ein hilfreiches Glossar und eine Chronologie sowie das Personen- und Ortsverzeichnis abgerundet.

TANJA SKAMBRAKS, Graz

Zeit des Umbruchs. Salzburg unter Leonhard von Keutschach und Matthäus Lang (1495–1540). Ergebnisse der internationalen Fachtagung von 11. bis 12. Juni 2019 in Salzburg, hg. von PETER F. KRAMML / THOMAS MITTERECKER (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 57. Schriftenreihe des Archivs der Erzdiözese Salzburg 23), Stadtgemeinde Salzburg, Salzburg 2020. ISBN 978-3-900213-48-0, 568 S., Ill.

Anlässlich des fünften Todestages des bekannten Salzburger Landeshistorikers Heinz Dopsch fand im Juni 2019 eine internationale Tagung zu einem bisher vergleichsweise wenig beachteten Zeitraum der Salzburger Stadtgeschichte statt, der Zeit zwischen 1495 und 1540, Regierungszeit der Erzbischöfe Leonhard von Keutschach und Matthäus Lang von Wellenburg.

Die Organisation sowie die Realisierung des Tagungsbandes besorgten Peter F. Kramml, Leiter des Stadtarchivs Salzburg, und Thomas Mitterecker, Leiter des Archivs der Erzdiözese Salzburg, die zudem beide lokalen Geschichtsvereinigungen vorstehen, nämlich den Freunden der Salzburger Geschichte bzw. der Gesellschaft für Landeskunde. Sie versammelten in diesem über 500 Seiten umfassenden Kompendium gehaltvolle Beiträge von fünf Autorinnen und sechzehn Autoren aus unterschiedlichen historisch arbeitenden Fächern, die in Salzburg oder der erweiterten Umgebung in einschlägigen Institutionen tätig sind.

Im Vorwort bzw. in der thematischen Einleitung begründen die beiden Herausgeber ausführlich und nachvollziehbar die Wahl ihres Themas und die Bedeutung dieser Zeit für die Geschichte Salzburgs. Sie beschreiben das Jahr 1519 als Epochenjahr zwischen Mittelalter und Neuzeit, in dem nicht nur Maximilian I., der erste nicht mehr in Rom gekrönte Kaiser, starb, sondern auch Leonhard von Keutschach, Erzbischof von Salzburg, auf den im selben Jahr Matthäus Lang von Wellenburg folgte. Sie gliedern sich damit bewusst in eine Reihe von Geschichtsschreibern und Historikern vor ihnen ein, die ebenfalls 1519 als Epochenjahr für die Einteilung ihrer Werke über die Geschichte Salzburgs gewählt haben.

Das Jahr ist somit auch ein Markstein in einem „länger dauernden Übergangsprozess“, geprägt von den beiden Fürsterzbischöfen, die in ihrer Lebens-, Denk- und Regierungsart durchaus auch die beiden unterschiedlichen Epochen und den „Weg vom noch mittelalterlich geprägten Erzstift zum absolutistisch regierten Beamtenstaat der Neuzeit“ (S. 8) symbolisieren. Die insgesamt 23 Beiträge – angeordnet in vier thematischen Großkapiteln – untersuchen, ob und wie sich die postulierten Veränderungen auf politischer, wirtschaftlicher, kirchlicher und kultureller Ebene vollzogen und ob es im Gegensatz dazu auch Kontinuitäten in manchen Bereichen gab.

Den Großkapiteln vorgelagert ist ein allgemeinerer Beitrag von REINHARD RUDOLF HEINISCH, der einführend das komplexe sowie mit einer Reihe von Problemen und

Konflikten behaftete Gefüge des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühneuzeit erklärt und die Rolle der Salzburger Erzbischöfe im Reich bzw. im Bayerischen Reichskreis beschreibt.

Im ersten Großkapitel *Reich und Macht* beleuchtet DIETER J. WEISS das enge und zugleich wechselvolle Verhältnis des Fürsterzbistums Salzburg zum Herzogtum Bayern in der Renaissance und WOLFGANG NEUPER das jeweilige Verhältnis der beiden bereits genannten Erzbischöfe zu den Habsburgern, namentlich vor allem Maximilian I. und Ferdinand I. ERICH MARX geht im Anschluss noch genauer auf den sogenannten Rezess von Wien im Jahr 1535 ein, den Staatsvertrag zwischen Erzbischof Matthäus Lang und König Ferdinand I. um verschiedene Besitztümer, Rechte und Privilegien im Südosten des Reiches. SIEGRID SCHMIDT schreibt unter dem Titel „*Lebenslustiger Rübler*“ und „*gestrenger Herrscher*“ über populär(wissenschaftliche) Zugänge des 20. und 21. Jahrhunderts zum geistlichen Fürsten Leonhard zwischen Phantasie und Historie in verschiedenen kulturellen Bereichen und Medien.

Zu Beginn des zweiten Großkapitels *Stadt und Land* beschreibt JOHANNES LANG das Erzstift Salzburg an der Wende zur Frühen Neuzeit rund um das Jahr 1519, das er auch im Hinblick auf weitere weltgeschichtliche Ereignisse um 1500 als symbolhafte Zäsur bzw. als „landesgeschichtliche Epochenschwelle“ (S. 140) bezeichnet. PETER F. KRAMML widmet sich hingegen der Salzburger Bürgerschaft und ihrem konfliktbehafteten Verhältnis zum erzbischöflichen Stadtherrn in den Jahren 1495 bis 1525, dem Jahr der Bauernkriege, und verortet sie changierend im Spannungsfeld zwischen Emanzipation, Erniedrigung und Aufstand. Des Weiteren beschreibt WILFRIED K. KOVACSOVICS die vielfältige Bautätigkeit Leonhards von Keutschach in der Stadt Salzburg zusätzlich zum allgemein bekannten Ausbau von Hohensalzburg. CHRISTOPH MAYRHOFER betrachtet die Organisation, Finanzierung und wirtschaftliche Bedeutung von Edelmetallankauf und Münzprägung in Salzburg in den Jahren 1500 bis 1540 als beträchtliche Einnahmequelle und daher bedeutenden Wirtschaftsfaktor. THOMAS MITTERECKER untersucht schließlich die sich auf verschiedenen Ebenen manifestierenden Rüstungsaktivitäten der beiden Erzbischöfe Leonhard von Keutschach und Matthäus Lang in diesen unruhigen und kriegerischen Jahren rund um 1500.

JUTTA BAUMGARTNER stellt sodann ausgewählte Aspekte der Versorgung mit Grundnahrungsmitteln und Gastronomie in Salzburg vor und vermittelt einen Einblick in das alltägliche Funktionieren einer erzbischöflichen Residenzstadt zu dieser Zeit. FRITZ KOLLER widmet sich unter dem Diktum „Auch allda ein großer Handel“ Salzburgs äußerst vitaler Wirtschaft, geprägt von Bergbau, Salzgewinnung und Handel, mit dem Ziel, ihre „volkswirtschaftliche Verflechtung“ (S. 305) darzustellen. In den letzten beiden Texten des Großkapitels erläutern schließlich CHRISTOPH BRANDHUBER Matthäus Langs Verhältnis zum Humanismus anhand von dessen Bibliothek und MARTIN KNOLL die – sich verschärfenden – Wechselbeziehungen zwischen Mensch bzw. Gesellschaft und Umwelt bzw. Natur.

Das nächste Großkapitel widmet sich *Hof und Kunst*. Darin beschreiben ROLAND KERSCHBAUM Salzburger Kirchenbau und Sakralkunst im Spannungsfeld um 1500 und BEATRIX KOLL die Salzburger Hofbibliothek unter den Erzbischöfen Leonhard von Keutschach und Matthäus Lang. EVA NEUMAYR widmet sich der Musikpflege zur Zeit der beiden Erzbischöfe, JOSEF KRAL dem Glockenguss und ROSWITHA JUFFINGER rekonstruiert schließlich die abenteuerliche Geschichte der sogenannten Millefiori-Tapisserie von Matthäus Lang in den Harvard Art Museums.

Der Band schließt mit vier Beiträgen rund um den Themenkomplex *Kirche und Reformation*. PETER F. KRAMML schreibt über die Ursprünge des Salzburger Domkapitels und konzentriert sich dabei besonders auf die Säkularisation desselben im Jahr 1514. JOHANNES LANG skizziert die Entwicklung, Rolle und Bedeutung der Salzburger Eigenbistümer Gurk, Chiemsee, Seckau und Lavant bzw. das Verhältnis ihrer Inhaber zum Erzbistum Salzburg. DIETMAR W. WINKLER widmet sich ausführlich Berthold Pürstinger, Bischof von Chiemsee, Weihbischof von Salzburg, Autor der ersten deutschsprachigen systematischen Theologie und humanistisch geprägter Kirchenkritiker. GERALD HIRTNER präsentiert schließlich die Totenroteln von St. Peter als ein Produkt klösterlicher Memorialpraktiken im 16. Jahrhundert, die das Totengedenken auch über die Grenzen des eigenen Klosters hinaus sicherstellten, und zeigt, dass die Reformation diese monastische Tradition in St. Peter zwar veränderte, aber nicht unterbrach oder beendete.

Die hier in aller Kürze vorgestellten Beiträge illustrieren den breiten, Disziplinen übergreifenden Bogen, mit dem dieser Zeit des Umbruchs rund um das Jahr 1519 nachgespürt wird. Sie folgen dabei einem ähnlichen Schema, indem sie jeweils die Situation unter den beiden Bischöfen darlegen, miteinander vergleichen und dann abschließend auf die Eingangsfrage Bezug nehmen. Dieses Konzept vermittelt ein Gefühl von Kohärenz und thematischer Fokussierung und hilft, in diesem umfangreichen Band den roten Faden nicht zu verlieren und die Übersicht zu bewahren. In ihren Zusammenfassungen gehen die Beiträge – im Rahmen ihrer thematisch vorgegebenen Möglichkeiten – überwiegend explizit auf die eingangs gestellte Rahmenfrage ein. Sie beantworten die Frage aber durchaus unterschiedlich, denn nicht in allen Bereichen ist ein Umbruch rund um das Jahr 1519 nachweisbar, auch wenn Tradition, Literatur und Geschichtsschreibung sehr unterschiedliche, mitunter gar gegensätzliche Bilder von den beiden Fürsterzbischöfen zeichnen bzw. zeichnen. Zwar hatten sie unterschiedliche Persönlichkeiten und entstammten ganz anderen Sozial- und Geisteswelten, unterschieden sich in ihren Verhältnissen zu Stadtverwaltung, Kaiser und bayrischem Herzogtum und setzten unterschiedliche politische Schwerpunkte, doch versuchten sie beide im Rahmen der sich wandelnden geistlichen und weltlichen Verhältnisse, die weltliche Macht des Erzbischofs und des Domkapitels gegenüber den benachbarten Mächten und gegenüber der nach Unabhängigkeit strebenden Stadtbevölkerung zu erhalten. Dabei verfolgten sie, wenn auch auf unterschiedliche Art und Weise, wirtschaftliche Interessen, einen autokratischen Führungsstil und die Sorge um die eigene Verwandtschaft.

Ein grundlegendes Fazit dieses Bandes kann daher mit einem Zitat aus dem Beitrag von Johannes Lang über das Erzstift an der Wende zur Frühneuzeit formuliert werden (S. 140): „Die in der landesgeschichtlichen Historiographie suggerierte Kontinuität, die 1519 im Erzstift Salzburg gleichsam ein Ende gefunden habe, ist bei genauerer Betrachtung ein Mythos.“ Vielmehr gab es in diesem eher weit zu fassenden Zeitraum vom Ende des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts viele Veränderungen und Krisen in Umwelt, Politik, Kultur, Gesellschaft und Religion, die ganz Europa betrafen.

Der umfangreiche und grafisch ansprechend gestaltete Band besticht durch gute Lesbarkeit und zahlreiche große Farbabbildungen, Baupläne und Karten sowie Bücherverzeichnisse, Bischofslisten und eine kleinere Quellenedition. Die Bildauswahl ist durchdacht und dient nicht nur der Illustration. Sie enthält viel historisch

relevantes Material und bietet daher einen Mehrwert. Quellenbasierte Beiträge und Literaturarbeiten halten sich die Waage, sodass der Band einerseits einen guten Quellenüberblick bietet, andererseits auch die einschlägige und aktuelle Literatur zum Thema versammelt. Ein gemeinsames Literatur- und Quellenverzeichnis wäre an dieser Stelle noch ein zusätzlicher Mehrwert gewesen. Obwohl alle Beiträge immer wieder auf die gleichen allgemeingeschichtlichen Zustände und Ereignisse Bezug nehmen, gibt es kaum Redundanzen, vielmehr werden stets neue Sichtweisen und Facetten herausgearbeitet.

Der Sammelband ist ein wertvolles Handbuch für diese Zeit und Region. Eine Karte der Stadt zu dieser Zeit, mit alten und neuen Straßennamen, wäre allerdings für die Orientierung von Nichtexpert:innen und Ortsfremden hilfreich gewesen. Denn dieser Tagungsband ist nicht nur für die Geschichte Salzburgs von Interesse, sondern auch für andere Regionen des Zentralalpenraums, wo in Bezug auf Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Reformation, Bauernkriege, Münzverschlechterung, Klimaveränderungen, Bergbaukonjunktoren und transalpinen Handel vielfach ähnliche Verhältnisse herrschten. Insbesondere für Tirol, das mit Salzburg nicht nur Grenzen teilte, sondern auch in vielen anderen Bereichen verbunden war, dürfte das Werk daher viele Erkenntnisse bieten. Denn auch wenn dieser Band nicht auf einen Vergleich ausgelegt ist und lediglich Salzburg betrachtet, lädt er durch seine Perspektive zum Vergleichen ein, zum Nachdenken über jene Zeit in Tirol und zur Frage nach Parallelen und Unterschieden.

BARBARA DENICOLÒ, Salzburg

Im fürstlicher Nähe – Ärzte bei Hof (1450–1800), hg. von MARINA HILBER / ELENA TADDEI (Innsbrucker Historische Studien 33), innsbruck university press, Innsbruck 2021. ISBN 978-3-99106-030-7, 330 S., Farbabb.

Der hier zu besprechende 33. Band der interdisziplinären Zeitschrift *Innsbrucker Historische Studien* (IHS) wurde von der Medizinhistorikerin Marina Hilber und der Frühneuzeithistorikerin Elena Taddei herausgegeben und enthält neben 20 Rezensionen die Ergebnisse einer von ihnen organisierten Tagung, die im September 2019 in Innsbruck stattgefunden hat.

Unter dem Titel *Hof- und Leibärzte in der Frühen Neuzeit* versammelte die Tagung 16 Wissenschaftler:innen aus Österreich, Deutschland, Italien, Frankreich und der Schweiz, die sich aus medizin-, wissenschafts-, kommunikations-, stadt-, hof-, familien- und körpergeschichtlicher Perspektive mit der Figur des „fürstlichen Leib- bzw. Hofarztes“ auseinandersetzen. 14 Tagungsbeiträge sind nun in diesem Band versammelt. In ihrer thematischen Einleitung geben die Herausgeberinnen einen Problemaufriss und definieren das Ziel der Tagung sowie des Sammelbandes, nämlich „sowohl bekannte als auch weniger bekannte oder sogar bislang unbekannte Medici im fürstlichen Dienst in der Frühen Neuzeit entlang vordefinierter Leitfragen näher zu beleuchten“ (S. 12).

Diese Leitfragen entwickelten Hilber und Taddei anhand des Werks *De Principium valetudine tuenda commentatio* aus dem Jahr 1710 von Bernardino Ramazzini, Lehrstuhlinhaber für Medizin in Modena und Leibarzt von Francesco II. d'Este,

Herzog von Modena und Reggio. Der erfahrene Arzt widmet darin ein Kapitel der Wahl des richtigen Leibarztes und skizziert den Idealtypus als medizinisch kompetent und erfahren, universell gebildet und in den verschiedenen Künsten versiert, mit den höfischen Lebens- und Verhaltensweisen vertraut, loyal, vertrauenswürdig, weise und aufmerksam, denn in der Frühen Neuzeit war der funktionierende und den Erwartungen entsprechende fürstliche Körper Voraussetzung für das Fortbestehen der fürstlichen Dynastie und somit von hohem politischen Interesse. Folglich werden bei den behandelten Fallbeispielen etwa jeweils Ausbildungswege, persönliche und konfessionelle Verhältnisse, familiäre und berufliche Netzwerke sowie die unterschiedlichen Arzt-Patientinnen-Beziehungen und daraus resultierenden Handlungsspielräume rekonstruiert, um „Trends, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Karriereplanung, Rekrutierung und in den Strategien für die Positionierung der Ärzte in Fürstennähe adäquat zu beschreiben (S. 12–13).

CHRISTOPH PAULUS geht in seinem Überblicksbeitrag anhand verschiedener Beispiele auf unterschiedliche Karrierewege und Handlungsspielräume dieser wichtigen höfischen Schlüsselfiguren ein und zeigt ihre Bedeutung als Kommunikatoren zwischen den einzelnen Höfen, aber auch zwischen Hof und Stadt, Fürst und Bevölkerung auf. Paulus thematisiert zudem auch die terminologischen Schwierigkeiten in diesem Zusammenhang: Denn aufgrund der vielen, oft wechselnden Bezeichnungen für diese Ärzte bei Hof sei es schwierig, konkrete Rollen und Positionierungen auszumachen. Sie waren offenbar nicht Teil der Eliten, standen dem Fürsten aber äußerst nahe und daher auch der Macht. Dieser Grad der fürstlichen Nähe war somit auch entscheidend für die Unterscheidung zwischen Hof- und Leibarzt.

Daneben enthält der Band noch zwei weitere, allgemeiner gehaltene Überblicksbeiträge, jeweils eher am Anfang und am Ende der chronologischen Reihe: BENJAMIN STEINER widmet sich – basierend auf Zitaten aus Shakespeares Richard II. bzw. dem Werk *The King's Two Bodies* von Ernst Kantorowicz – Hofärzten als Politikern und untersucht ihre Einbettung und Verankerung im höfischen System am Beispiel des französischen Hofes im 17. Jahrhundert. JULIA CARINA BÖTTCHER skizziert beispielhaft anhand der drei Ärzte Johann Daniel Horstius (1616–1685), Georg Franck von Franckenau (1644–1704) und Christoph Jacob Trew (1695–1769) die frühe Gelehrtenegesellschaft *Leopoldina* zwischen Naturforschung, Standesinteressen und medizinischer Praxis.

Die weiteren grob chronologisch angeordneten Beiträge von SABINE HERRMANN, ALESSANDRA QUARANTA, MARKUS MICHALSKI, MICHAEL STOLBERG, KATHARINA SEIDL, ULRICH SCHLEGELMILCH, ULF WENDLER, MARION MÜCKE, DORIT BRIXIUS, STEFANO SARACINO, ELISABETH LOBENWEIN und ALFRED STEFAN WEISS decken mit ihren Fallbeispielen einen großen geografischen und zeitlichen Bereich vom 15. bis zum späten 18. Jahrhundert ab. Die beforschten Ärzte waren in Frankreich, im Heiligen Römischen Reich oder im schweizerischen Raum tätig und stammten entweder aus diesen Territorien selbst oder aus dem italienischen und griechisch-byzantinischen Kulturraum: beispielsweise Marcello Donati (1538–1602), Leibarzt und Erzieher von Vincenzo Gonzaga; Francesco Partini aus Rovereto (1500–1569), Arzt von Erzherzog Maximilian; Balthasar Mansfeld (1440–1503) aus Danzig, Leibarzt in Tirol; Georg Handsch (1529–1578), Leibarzt von Erzherzog Ferdinand II. und Philippine Welser; Caspar Peucer (1525–1602), Arzt am anhaltinischen Hof; Johann Ratzenberger (1531–1586), Hofarzt in Sachsen-Weimar; Johann Bökel (1535–1605), Leibarzt der

Welfen, Professor für Medizin an der Universität Helmstedt und später Stadtarzt von Hamburg; Johann Sigismund Elsholtz (1623–1688), kurfürstlich brandenburgischer Hofmedikus und Botaniker; Noel Vallant (1632–1685), Arzt und Vertrauter der Madame de Sablé in Paris sowie verschiedener Frauenklöster; Alexandros Mavrokordatos (1641–1709), griechischstämmiger Iatrophilosoph und Vermittler im Konflikt mit dem Osmanischen Reich; Johann Jakob Hartenkeil (1781–1808), Leibarzt des Salzburger Fürsterzbischofs Hieronymus Graf Colloredo, Sanitätsreformer im Erzbistum Salzburg sowie Herausgeber der *Medicinish-chirurgischen Zeitschrift*.

Die Informationen zu diesen Fallbeispielen beziehen die Autor:innen jeweils aus einer Vielzahl unterschiedlicher schriftlicher, bildlicher und dinglicher Quellen: *consilia medica* und Ärztebriefe, persönliche Aufzeichnungen und Journale, Epitaphien, Grabplatten und Universitätsmatriken, medizinische Objekte aus der Kunst- und Wunderkammer auf Schloss Ambras sowie die Bestände der dortigen Bibliothek, die Schriften von Paracelsus und anderen fürstlichen Leibärzten oder das Arzneimittelbuch der Anna Welser enthält. Dabei bleiben die Beiträge inhaltlich eng an einem offenbar von der Tagung bzw. von den Herausgeberinnen vorgegebenen Fragenkatalog, der einen ähnlichen Aufbau und eine gewisse Vergleichbarkeit der einzelnen Beiträge und Fallbeispiele gewährleistet und Kohärenz vermittelt. Trotz der individuellen Arztpersönlichkeiten und kulturellen wie geografischen Unterschiede lassen sich am Ende der Lektüre dadurch gewisse Gemeinsamkeiten feststellen, die sich über die Jahrhunderte hinweg in ihrem Kern kaum veränderten.

Zentral für die Karriere all dieser Ärzte war das persönliche und/oder kollegiale Netzwerk. Patronage durch andere Ärzte sowie Empfehlungen adeliger Patient:innen, Verwandter und am Hof bzw. in fürstlicher Nähe etablierter Bekannter verhalfen zu einer Stelle, weniger das Studium an einer bestimmten Universität, Weiterbildungen bei anderen renommierten Ärzten oder eine besonders ausgeprägte und kontinuierliche Mobilität. Überhaupt scheint die sogenannte *peregrinatio academica* lediglich ein Elitenphänomen gewesen zu sein und nur einen sehr kleinen Teil der Ärzte überhaupt betroffen zu haben.

Medizinern mit einer vergleichsweise hohen Mobilität kam jedoch eine vernetzende Rolle zwischen Familien, Territorien und Kulturen zu. Diese Netzwerke verhalfen den Ärzten nicht nur zu Stellungen am Hof, sie spielten auch eine bedeutende Rolle bei der Bereitstellung von kollegialen Zweit- und Drittmeinungen. Denn viele Ärzte sicherten sich offenbar auch aus Sorge vor Fehldiagnosen oder negativen Reaktionen ihrer höchst anspruchsvollen Patient:innen durch kollegiale Beratungen ab. Förderlich für eine erfolgreiche und kontinuierliche Karriere am Hof war auch das Vertrauen, das sich diese Ärzte durch andere Tätigkeiten als Erzieher, Sekretär, Rat, Gesandter, Informant oder sanitätspolitischer Experte erworben hatten, sowie die stetige und intensive Pflege der auf Vertrauen basierenden Arzt-Patient:innenbeziehungen. Diese Nähe zu den fürstlichen Patient:innen und Auftraggeber:innen war entscheidend für ihre individuelle Stellung am Hof (auch innerhalb der oft zahlreich dort tätigen Ärzte) und in der sozialen Hierarchie und damit verbunden auch ausschlaggebend für ihr Gehalt, ihre Pflichten und gleichzeitig ihre Freiheiten.

Die bis auf einen Beitrag alle auf Deutsch verfassten Beiträge sind äußerst angenehm lesbar und unterhaltsam, da erzählend, beispielhaft und konkret sowie akteur:innen- und handlungsorientiert geschrieben. Der mündliche Ton der Vorträge ist in den Verschriftlichungen vorhanden und auch die direkte Ansprache der Leser:innen wurde

an wenigen, aber durchaus passenden Stellen beibehalten. Obwohl die Beiträge einen sehr speziellen Bereich innerhalb der Geschichtswissenschaften abdecken, bleiben sie für ein interessiertes Publikum allgemein verständlich, denn notwendige Kontextinformationen hinsichtlich diätetischem und medizinischem Grundwissen werden mitgeliefert. Für die übersprachliche Verständlichkeit und einen schnellen Überblick sorgen zudem englische Abstracts vor den einzelnen Beiträgen. Einen zusätzlichen Mehrwert hätte hingegen eine abschließende Zusammenfassung mit den zentralen *Outcomes* dieser Tagung bzw. dieses Tagungsbandes geboten, welche die wichtigsten Gemeinsamkeiten der einzelnen Schicksale zusammenfasst, die besonderen Charakteristika dieser Berufsgruppe noch einmal abstrahiert und herausarbeitet sowie einen Bezug zu den eingangs gestellten Fragen herstellt und zu einer Synthese kommt.

Diese kleine, handliche Tagungspublikation in Paperback schließt eine Forschungslücke, da sie eine wichtige Funktionsgruppe am fürstlichen Hof in den Mittelpunkt stellt, die bisher nur am Rande beforscht wurde. Sie vergleicht die Biografien bekannter und weniger bekannter Leib-, Hof- und Stadtärzte hinsichtlich Gemeinsamkeiten bei Ausbildung, Karriere- und Austauschmöglichkeiten, ihrem Praxisalltag sowie ihrer Stellung im höfischen System und in der Politik. So liefert sie länder- und zeitübergreifende Informationen. Mehrere Autor:innen betonen diesen Umstand, indem sie ihre biografische Einzelstudie in einen noch zu erforschenden größeren Zusammenhang stellen und ihre Hoffnung auf weitere Forschungen in diese Richtung äußern. Denn aktuell stünden vor allem berühmte und bekannte Ärzte im Mittelpunkt des Interesses, während systematische Erhebungen zum medizinischen Personal an europäischen Höfen, zu ihren Lebensverhältnissen und ihrem alltäglichen Wirken noch fehlten.

Gleichzeitig ist der Sammelband mit seinen hochwertigen, quellen- und literaturgesättigten Beiträgen anschlussfähig an zahlreiche weitere Themen der Ernährungs- und Medizingeschichte, zeigt Forschungsdesiderate und -konjunkturen auf, stellt Quellen und konkrete Fallbeispiele detailliert vor, betreibt Quellenkritik sowie Methodenreflexion und liefert zahlreiche Literatur- und Quellenangaben im wohlthuend umfangreichen und differenzierten Fußnotenapparat, die Forschungen zu anderen Themen erleichtern bzw. anstoßen können.

BARBARA DENICOLÒ, Salzburg

JULIAN LAHNER, Stände & landesfürstliche Herrschaft. Die Tiroler Landschaft im Aufgeklärten Absolutismus der Habsburgermonarchie (1754–1790), Peter Lang, Berlin 2023. ISBN 978-3-89366-1, 253 S., mehrere Abb.

Es ist erfreulich, wenn sich junge Kolleg:innen für Klassiker landesgeschichtlicher Forschung interessieren und darum bemüht sind, vermeintlich sicheres Wissen in Frage zu stellen, umso mehr, wenn das Thema eines von jenen ist, die, wie die landständische Verfassung Tirols, auch an den Biertischen ihren Platz haben, mithin an Orten, von denen aus der Weg zu unerfreulicher politischer Instrumentalisierung nicht mehr weit ist. Jugendlischer Enthusiasmus (der aus dem Vorwort spricht) nennt dies gern „dekonstruieren“ (S. 17). Es ist dem Verfasser allerdings zugute zu halten, dass der einleitende kritische Blick auf die Vorarbeiten mit der gebotenen Fairness

erfolgt und dass die nachfolgenden Argumentationsschritte seriösem, von sinnvoll gestellten Fragen begleitetem Studium der Quellen entspringen, auch vieler archivalischer. Das Cover des grafisch ansprechend gestalteten Bandes schmückt ein ganz traditionelles Motiv: eine klassische Erbhuldigung, die allerdings ins frühe 17. Jahrhundert zu datieren ist – weil es aus der Zeit, die in der Studie in den Blick genommen wird, ca. 1754–1790, keine gibt.

Es handelt sich um die überarbeitete Fassung einer von Grete Klingenstein, Graz, angeregten und begleiteten Dissertation. Die überzeugende Grundidee, die das Gesamtkonzept trägt, lautet: Politik lässt sich nicht auf Gesetzgebung reduzieren, sondern ist im Letzten nur begreifbar, wenn auch die Rolle der Verwaltung gebührend gewürdigt wird. Das dualistische Herrschaftssystem der Frühen Neuzeit (Fürst vs. Stände) hatte spätestens im 18. Jahrhundert ein Stadium erreicht, in welchem die Verwaltung – neben dem Steuerbewilligungsrecht – das eigentliche Handlungsfeld der Stände war. Dass kaum noch offene Landtage einberufen wurden, bedeutet, so der Verfasser, nicht, dass man von einem Niedergang der Stände sprechen müsste („Stilleben“, S. 213, ist ein etwas präventiöser Begriff), aber ihre Rolle hatte sich verändert.

Die Studie, die viele institutionen- und personengeschichtliche Details aufbereitet, ist in drei Hauptabschnitte gegliedert, die jeweils mit parataktisch zueinander in Beziehung gesetzten Wortpaaren überschrieben sind. Auf den ersten Blick befremdend, dann aber rasch als mit Bedacht getroffene Wahl zu erkennen ist die Reihenfolge des ersten, „Wandel und Kontinuität“, mit der Kernaussage: Die Rationalisierungsmaßnahmen Maria Theresias und Josephs II. gingen mit dem Bestreben einher, die Organe der Landschaft in die neu gestalteten staatlichen Behörden zu integrieren. Das war in der Tat Wandel. Kontinuität war hingegen insofern gegeben, als auf beiden Seiten im Alltag Mechanismen wirksam wurden, die dem aufgeklärten Staatsideal zuwiderliefen, allen voran die personellen Strukturen von Patronage und Klientel, die in manchen Fällen in Korruption entarteten. Eine keineswegs rühmliche Rolle spielte die von der Landschaft gestützte Bozner Wirtschaftselite. Aber auch die Exponenten des aufgeklärten Staates waren davor nicht gefeit („dekonstruieren“ muss man insbesondere das Bild des vermeintlich so tugendreichen josefinischen Beamten), bis hin zum Gouverneur (und Landeshauptmann) Gottfried Graf Heister. Der noch wichtigere Faktor der Kontinuität ist die simple Einsicht, dass die Landschaft nicht als solche in Frage gestellt wurde, im Gegenteil: Die Neugestaltung bestimmter Ausschüsse bot den Ständevertretern sogar zunehmend weitere Spielräume. Heisters Nachfolger, Wenzel Kajetan Graf Sauer, der die Strukturreform der Landschaft vorantrieb, entwickelte sich in den folgenden dreieinhalb Jahren, 1786–1790, zum Feindbild der Untertanen, weil er rigoros gegen jene Personen vorging, die dem josefinischen Staatsideal nicht entsprachen.

Der zweite Hauptabschnitt, „Krise und Reaktion“, ruft zunächst Bekanntes in Erinnerung, wie den umfassenden Widerstand gegen die josefinische Kirchenpolitik und gegen die Zwangskonkription, die Pressezensur und den Aufbau eines länderübergreifenden Polizeisystems, mit Maßnahmen, die aus heutiger Sicht einen Eingriff in Personenrechte darstellen. Der Nachfolger Josephs II. als Landesfürst, Erzherzog Peter Leopold, erkannte die Gefährlichkeit der Lage und reagierte in der ihm eigenen Klugheit: Als er im März 1790 aus der Toskana nach Wien reiste, nahm er den – längeren – Weg über Rovereto, Bozen und das Pustertal, um die Stimmung im Land aus

erster Hand kennenzulernen. Dies war eine nicht minder eindruckliche Demonstration seiner Macht als es eine Krönung und eine Erbhuldigung gewesen wären.

Damit ist die Überleitung zum dritten Hauptteil, dem umfangreichsten, schon erfolgt, denn was der als gemäßigt aufgeklärt geltende Fürst intendierte, war in der Tat „Kooperation und Legitimation“. Wäre nicht der stilistische Parallelismus geboten gewesen, hätte der Verfasser wohl formuliert: *Legitimation durch Kooperation*. Denn in der Substanz wollte Leopold das Werk seiner Vorgänger erhalten; der Landtag war für ihn lediglich ein Mittel der Herrschaftsstabilisierung, nicht vormoderne Volksvertretung. Ob es gut ist, zur Beschreibung dieses Sachverhalts auch für Tirol Otto Brunner zu bemühen (die Stände *sind* das Land; Hervorhebung durch EK), sei dahingestellt.

Alles in allem beginnt hier aber der Teil, der das Buch zu einem wahren Lese-genuss macht, vielleicht weil sich reiche Gelegenheit bietet, die bereits in der Einleitung, dort ziemlich abrupt, angekündigten Erkenntnisse von Barbara Stollberg-Rilinger zur symbolischen Kommunikation in vielen Facetten zu veranschaulichen. Die detaillierte Nachzeichnung der Vorbereitungen zum offenen Landtag vom August 1790, von dessen Einberufung, schließlich auch der Arbeiten selbst (Umfrageordnung, Wahlverfahren), einschließlich systembedingter Mängel, und noch mehr die genaue Beschreibung der – bezeichnenderweise noch vor dem Landtag – veranstalteten Erbhuldigung sind auch für Leser:innen, die diese Fakten in den Grundzügen zu kennen glauben, in vielerlei Hinsicht erhellend.

Schon dass der Landesfürst das Treueversprechen nicht persönlich entgegennahm, sondern diese Aufgabe in die Hände seiner als Äbtissin des Adligen Damenstifts in Innsbruck bestens bekannten Schwester, Erzherzogin Maria Elisabeth, legte, doch nur als Repräsentantin der Dynastie, eröffnet viele Facetten: Genderorientierte Forschung könnte das Faktum fokussieren, dass dieser Frau einst von Joseph II. jegliche politische Aktivität untersagt worden war. Realgeschichtlich wichtiger ist aber fraglos die Einsicht, dass sie sich an dieses Verbot nicht nur nicht hielt, sondern auch enge Kontakte zur Gemahlin des – überdies durch anfechtbare politische Methoden aufgefallenen – Ständevertreters Johann Christoph von Unterrichter pflegte.

Anregend sind weiters die Überlegungen zur juristischen Notwendigkeit von derlei Veranstaltungen (aus der Sicht consequenter Aufklärer nicht gegeben) und die Details zum Ablauf. Davon nur eines: Die Sitzordnung und das Verhältnis der vier Stände zueinander entsprachen in keiner Weise dem ein Jahr zuvor in Paris lancierten Schlagwort der *égalité*! Intendiert war ein Akt der Aussöhnung mit den Ständen, deren Anliegen allerdings, wie die Ausführungen zur Praxis zeigen, schon aus logischen Gründen schwer artikulierbar waren. Und dennoch fanden sie Gelegenheit, ihre Macht zu demonstrieren, am eindrucksvollsten durch symbolische Aktionen: Am Tag nach der Abreise Graf Sauers aus Tirol regierte hier das keinem Sieger zur Ehre reichende Prinzip *vae victis*. Bei der Bestellung des Nachfolgers, der künftig wieder vom Gouverneur verschieden sein sollte, wurden den Ständen weitreichende Einflussmöglichkeiten gewährt. Eine pointiertere Darstellung hätte man sich für den letzten Teilaspekt gewünscht, die Entsendung des Pfundser Landrichters Franz Michael Senn zum Kaiser nach Wien. Er kehrte mit einem erfreulichen Ergebnis zurück: die Wiederherstellung der alten Verfasstheit. Eine siebenseitige Zusammenfassung endet mit dem Fazit, der Landtag habe „die existentielle Abhängigkeit des Landesfürstentums von den Ständen“ (S. 219) sichtbar gemacht.

Dieses Ergebnis nimmt man überzeugt zur Kenntnis, der eigentliche Mehrwert des Buches liegt indes in der Abkehr von einer polarisierenden Sichtweise des Verhältnisses Fürst-Stände mit unterschwelliger Sympathie für die Letzteren, wozu die bisherige Meistererzählung neigte. Als Stärke muss die unparteiische Analyse hervorgehoben werden. Die tiefer liegenden Probleme, die sichtbar werden, sind im Grunde ethischer Natur, man kann daher auch von einem wichtigen Beitrag zur politischen Theorie sprechen.

Schon deshalb hätte es die Arbeit verdient, sorgfältig lektoriert zu werden. Gelegentliche Tippfehler kann man nachsehen. Schwerer wiegen semantisch relevante Lapsus („Agenden“ statt *Agenten*, S. 56) oder die Verwendung der Konjunktion „wobei“ anstelle von *wenngleich* (S. 53, 217). Die Deszendenten des aus der Ortschaft Welsberg stammenden Grafengeschlechts (S. 165) firmieren in der wissenschaftlichen Literatur als *Welsperg*. Die Variante „Probst“ statt *Propst* (S. 37) ist mittlerweile zwar für mehrere deutsche Muttersprachler, auch Historiker, nicht mehr abwegig, des Lateinischen mächtige Leser:innen stoßen sich daran ebenso wie am singularischen Artikel für *brevia eligibilitatis* (S. 49). Das Wort *insofern* korreliert mit *als*, nicht mit „als dass“ (S. 96), und Konsekutivsätze, denen *derart* vorausgeht, werden mit *dass*, nicht „sodass“ eingeleitet (S. 100). Besonders ärgerlich ist es, wenn Unachtsamkeiten in fett gedruckte Überschriften Eingang finden: Da *Niederlande* ein pluralischer Name ist, müsste der Dativ lauten: „aus den ... Niederlanden“ (S. 103). Eine störende Stillblüte ist „Der Korrespondenz ... *entnehmend* (Hervorhebung von EK), korrespondierte Maria Elisabeth ...“ (S. 133). Wenn das Wort *brauchen* mit Akkusativ durch das elegantere *bedürfen* mit Genetiv ersetzt wird (S. 169), müsste ein Artikel gesetzt werden. Dass der *Landkomtur des Deutschen Ordens* in historischen Quellen auch in anderen Varianten vorkommen kann, soll hier nicht in Abrede gestellt werden, wenn man aber in einer wissenschaftlichen Arbeit den „Landkommandeur“ (S. 182) findet, so ist dies zumindest befremdend. Auf längere Passagen, in denen die Vermittlung wichtiger Botschaften aus sprachlichen Gründen nicht zur vollen Zufriedenheit gelingt, kann aus Raumgründen nicht eingegangen werden.

Das letzte Wort sollen diese Anmerkungen indes nicht sein. Dieses darf getrost lauten: eine verdienstvolle Arbeit, die zeigt, wie lohnend es ist, vermeintlich gesichertes Wissen durch vertiefende, neuen Fragestellungen und der Rezeption überregionaler Forschungsergebnisse verpflichtete Quellenstudien in Teilbereichen zu revidieren.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

MARGARETH LANZINGER / RAFFAELLA SARTI, **Eine Löwin im Kampf gegen Napoleon? Die Konstruktion der Heldin Katharina Lanz**, Böhlau Verlag, Wien / Köln 2022. ISBN 978-3-205-20661-3, 392 S., 50 Abbildungen.

Margareth Lanzinger und Raffaella Sarti legen eine umfangreiche Studie mit langer Vorgeschichte vor. Über Jahre betrieben sie Forschungen, die jetzt in einem Buch zusammengefasst sind, das durchaus einen größeren Kreis Interessierter ansprechen und nicht auf einen wissenschaftlichen Diskurs beschränkt bleiben will. Die Publikation gesellt sich zu den wenigen geschichtswissenschaftlichen Beiträgen, die es bis-

her über das *Mädchen von Spinges* gibt. Im Unterschied dazu geht es Lanzinger und Sarti aber nicht um eine Beweisführung, ob und wann Katharina Lanz gelebt und gekämpft habe, sondern vielmehr um die Untersuchung des *making* dieser Figur: Die Autorinnen wollen aufzeigen, wie die Erzählung über die Taten einer vermeintlich herausragenden Frau im Laufe der Rezeptionsgeschichte über mehr als 200 Jahre hinweg konstruiert, immer wieder an aktuelle Gegebenheiten angepasst und mit weiteren Details ausgeschmückt wurde. Dass Heldinnen und Helden immer gemacht sind (S. 27), setzen die Autorinnen dabei freilich voraus. Ein Vergleich zum *making* eines zweiten Tiroler Heroen, Andreas Hofer (1767–1810), drängt sich geradezu auf und tatsächlich finden sich im Band immer wieder Querverweise zur Rezeptionsgeschichte dieser anderen Symbolfigur. Zwar passte Hofer schon aufgrund seines biologischen Geschlechts besser in Diskurse um körperliche und psychische Kraft, religiöse Strenge und Mut zur Verteidigung der *Nation*, doch gab es – wie Lanzinger und Sarti nun ausführlich zeigen – immer wieder auch Frauen, die sich durch diese und andere (vermeintlich spezifisch weibliche) Tugenden anboten, glorifiziert, heroisiert und zu Symbolfiguren gemacht zu werden.

Die Autorinnen analysieren eine Heldinnenfigur, die gewissermaßen zwei Rezeptionsgeschichten durchlebt hat. In einem ersten Überlieferungsstrang blieb sie als *Mädchen von Spinges* namen- und biografelos, in einer zweiten Phase der Rezeption erhielt sie Namen und Biografie zugeschrieben. Beide Figuren, die streitbare Jungfrau auf der Friedhofsmauer und die Pfarrersköchin Caterina Lanz, blieben aber schlussendlich unsicher und unbeweisbar. Die Geschichte der Frau, die vermeintlich mit offenem, wehendem Haar und einer Heu- oder Mistgabel bewaffnet am 2. April 1797 die anstürmenden Franzosen von der Kirche ferngehalten und diese vor Plünderung und Schändung bewahrt habe, beruht auf wenigen Hinweisen. Zunächst gab es einige Augenzeug:innen, die das Ereignis mit zeitlichem Abstand schriftlich dokumentierten, viel später traute sich eine Frau höheren Alters, das ihr von Anderen auferlegte Schweigen zu brechen und aus noch größerem zeitlichen Abstand über ihre damalige Rolle zu erzählen. Lanzinger und Sarti sezieren die Überlieferungsgeschichte, indem sie chronologisch vorgehen: von den ersten Berichten über die beinahe überirdische Erscheinung der Bauernmagd bis zur bodenständigen Pfarrersköchin, die nichts Surreales mehr an sich hatte. Beide Traditionen wurden schließlich zu einer Meistererzählung über die fromme, tugendsame, jungfräuliche und heroische Katharina Lanz zusammengeführt und leben als solche bis heute fort, wenngleich Erzählungen über Heldentum für Glauben und Nation, Gott und Heimat viel an Strahlkraft und Vorbildfunktion eingebüßt haben.

Die Autorinnen rekonstruieren alle Konjunkturen der Erinnerung an das *Mädchen von Spinges*, zeichnen alle Manifestationen der Erinnerungskultur nach, rezitieren ausführlich und manchmal mit einem Augenzwinkern aus Werken der Geschichtswissenschaft wie der Volkskultur und bürgerlichen Literatur und scheinen keine noch so kleine Spur übersehen zu haben. Sie zeigen aus anderen Kontexten bekannte Topoi wie die Personifizierung der Nation (auch Tirols) auf, wie auch Tendenzen der bildenden und darstellenden Kunst, das *Mädchen von Spinges* vorherrschenden Vorstellungen und Klischees anzugleichen, die einmal mehr, einmal weniger auch mit den politischen Gegebenheiten korrelierten. Hierin ist die auffallendste Parallele zur Figur Andreas Hofers zu sehen, die immer wieder – entsprechend dem Zeitgeist – zum Symbol und Vorbild gemacht und wechselnden politischen Programmatiken angepasst wurde.

Ein wesentlicher Aspekt, der die beiden Autorinnen besonders interessiert, ist jener der gesteuerten Erinnerung: Ab den 1870er Jahren wurde das *Mädchen von Spinges* zu Katharina Lanz, erhielt eine Biografie und verkörperte eine ladinische Nation, die im späten 19. Jahrhundert die Phase ihrer Selbstfindung durchlebte und andererseits zwischen den Fronten von (deutschem) Tirolertum und *Italianità* stand. Diese Entdeckung der Katharina Lanz zeigte eine Ladinerin, die ihr heimatliches Tal verlassen hatte, um im deutschsprachigen Teil Tirols zu arbeiten und ihren Lebensabend schließlich im italienischsprachigen Livinallongo/Buchenstein zu verbringen. Diese Konkretisierung als (dreisprachige!) Person war wohl hauptsächlich verantwortlich dafür, dass die vorher schemenhafte Figur des *Mädchens von Spinges* nicht in Vergessenheit geriet, wie dies in anderen Fällen vermeintlich kämpfender Frauen oftmals passierte, die zwar in der Volksüberlieferung fortleben, aber im offiziellen Diskurs nationaler Kultur samt ihren Ritualen keine Rolle mehr spielen.

Neben der Ausstattung mit einer Biografie standen im Fall von Katharina Lanz weitere Faktoren dem Vergessenwerden entgegen: die Nähe zum katholisch-konservativen Milieu mit seinem Beharren auf althergebrachter Frömmigkeit und Obrigkeitstreue; die religiöse Vereinnahmung und Überhöhung der Figur, die sogar in einen Konnex zur Gottesmutter gesetzt wurde; das vermeintliche Eintreten für traditionelle Werte wie die Verteidigung einer Heimat. Nicht zufällig wurde das *Mädchen von Spinges* bzw. Katharina Lanz zunehmend nicht mehr als Angreiferin, sondern als Verteidigerin von Kirche und Allerheiligstem vor Raub und/oder Schändung und nicht zuletzt als Jungfrau rezipiert. Über den Weg der Religion, die im Deutschtiroler Kontext eng mit der Nation verknüpft war, gelang es, wie Lanzinger und Sarti schlüssig nachvollziehen, die kämpfende Bauernmagd in ein akzeptiertes Frauenbild zu integrieren und Durchbrüche durch traditionelle Geschlechterrollen zu kaschieren. Zum Bild der tugendhaften und gläubigen Jungfrau traten die Motive der Schamhaftigkeit und Bescheidenheit hinzu, durch welche Katharina Lanz „wiederum in einen weiblichen Kosmos re-integriert“ wurde (S. 82).

Das konkrete Beispiel der Rezeption des *Mädchens von Spinges* bietet sich an bzw. drängt sich für eine genaue Analyse des Umgangs mit den Erzählungen über eine ominöse Frau, des Schreibens über sie, des Zuschreibens von Rollen und Stereotypen, der Instrumentalisierung der Episode in verschiedenen Kontexten, der Intentionen und Verortung der Schreibenden geradezu auf. Lanzinger und Sarti entziehen das Thema der Hegemonie der ausschließlich von Männern geprägten Geschichtsschreibung und knüpfen damit an eine Tradition an, die in Tirol/Südtirol im Hinblick auf das Gedenkjahr 2009 begann und einen geschlechterkritischen Blick auf die Ereignisse der Napoleonischen Kriege, vor allem aber auf die Rezeptionsgeschichte von deren Akteurinnen und Akteuren wirft.

Die Studie schneidet dabei viele Themen an, an die weitere Forschungen anknüpfen können, die sich – über das konkrete Beispiel hinausgehend – mit der Ausformung nationaler Symbole sowie der Mythomotorik und Heroisierung realer oder fiktiver Personen beschäftigen. Für die Geschlechtergeschichte an sich werden Fragestellungen angerissen, die äußerst inspirierend wirken und ein fundiertes wissenschaftliches Analyseraster vorschlagen, das auf andere Untersuchungsgegenstände umgelegt werden kann.

Die Darstellung ist, wie bereits angedeutet, äußerst quellengesättigt und manchmal redundant, was bisweilen zur ermüdenden Anhäufung von Belegstellen zu ein-

zelen Argumentationslinien führt. Das ist aber gewollt und kann nicht etwa einer handwerklichen Schwäche angelastet werden. Als dichte Beschreibung sollte der Band vielmehr möglichst viele Anhaltspunkte über das *making* der Heldin liefern und zugleich dazu beitragen, „das Geflecht der Überlieferungen zu entwirren“ (S. 25) bzw. *fact* und *fiction* zu unterscheiden (S. 26). Dennoch ist nicht davon auszugehen, dass das Buch alle Aspekte der Rezeptionsgeschichte final beleuchtet, was die Autorinnen auch selbstkritisch anmerken (S. 10). Sie heben die Bedeutung der derzeit schnell voranschreitenden Digitalisierung und Online-Veröffentlichung von Quellen hervor. Die Durchsuchbarkeit wird zunehmend einfacher und flächendeckend möglich, was gerade rezeptionsgeschichtliche Studien maßgeblich erleichtert und in Zukunft noch mehr erleichtern wird.

ANDREAS OBERHOFER, Bruneck

Das Tagebuch von Leo Thun-Hohenstein (1825–1842). Einblicke in die Jugendjahre des späteren Ministers für Cultus und Unterricht, hg. von MICHAEL PROKOSCH / SIEGLINDE KAPFERER (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 124), Böhlau Verlag, Wien 2023. ISBN 978-3-205-21862-3, 645 S., einige Abb.

Das seit rund zwei Jahrzehnten bekundete Interesse der österreichischen Geschichtswissenschaft an Leo Graf Thun-Hohenstein, Minister für Kultus und Unterricht in den Jahren 1849–1860, verdankt sich wesentlich dem Engagement der nunmehr emeritierten Ordinaria für Österreichische Geschichte an der Universität Innsbruck, Brigitte Mazohl. Zwei von mehreren Nachwuchswissenschaftler:innen, die sie dafür gewinnen konnte, sind die Herausgeber:innen des (ebenfalls von ihr entdeckten) Tagebuchs, das Thuns Jugendjahre abdeckt: Michael Prokosch und Sieglinde Kapferer.

KAPFERER ist für die einleitende rund 30-seitige Biografie Thuns zu danken, die das Tagebuch im größeren Rahmen verortet. Dies ist umso wichtiger, als darin spätere politische Einstellungen sichtbar werden: der sozialetisch bestimmte Reformkatholizismus (Verherrlichung Gottes und Beglückung der Menschen werden parataktisch gereiht; S. 330) im Sinne des für *wahre Aufklärung* eintretenden Philosophen und Priesters Bernard Bolzano, für den überdies die Bildung einen hohen Stellenwert besaß, die Verbindung von Religion und Wissenschaft, das Bekenntnis zu Föderalismus und Pluralismus sowie der stets selbstkritische Ansatz in allen Lebenssituationen. Besondere Aufmerksamkeit verdient ein auffallend häufig verwendeter tragender Begriff, der die Biografie durchzieht, „staatsfreie Sphäre“. Er führt hin zum eigentlichen Wesensmerkmal Thuns, eines juristisch profund geschulten, vom vormärzlichen Beamten weit entfernten Staatsmanns, dessen Werthaltungen die eines Aristokraten der „vorstaatlichen“ Zeit waren.

Die Familie war nach 1620 aus Welschtirol nach Böhmen gekommen und hatte in der Herrschaft Tetschen einen Musterbetrieb aufgebaut. Zu den Untertanen hatte sie beste Beziehungen, getragen von einem Glauben, der sich – hier der Anknüpfungspunkt an Bolzano – in gelebter Nächstenliebe und ethisch fundiertem Handeln manifestierte. Die Voraussetzungen, dies in der bestmöglichen Weise zu realisieren,

schuf sich Thun durch großes Engagement in Justiz und Verwaltung, das er nach Abschluss des Jusstudiums zeigte. Er wollte den Ertrag desselben durch praktische Erfahrungen optimieren. Auf diesem Weg reifte in ihm auch die Einsicht, dass der Zugang zum Recht kein abstrakter, rein vernunftgeleiteter sein dürfe, wie er ihn im Studium erlebt hatte, sondern ein historischer, der lehre, dass die Gesetzgebung an praktische Notwendigkeiten angepasst werden müsse.

Nach rund zehn Jahren auf der mittleren Ebene in Böhmen avancierte er 1845 in die Vereinigte Hofkanzlei in Wien, wo er von der höchsten Ebene aus den Blick auf die gesamte Monarchie richten konnte. Nach der Revolution von 1848 wurde er böhmischer Gubernialpräsident. Als solcher hatte er allerdings keine glückliche Hand, wohl weil ihm die aristokratische Mentalität, zu der auch das Festhalten an der alteuropäischen Einheit von Staat und Gesellschaft gehörte, bei der Umsetzung bürgerlicher Emanzipationsbestrebungen hinderlich war. Nach wenigen Monaten aus diesem Amt wieder entlassen, erhielt er 1849 das neugeschaffene Ministerium für Kultus und Unterricht. Dieser Nexus war ihm persönlich wichtig; ihn zu verstehen, ist essentiell für ein treffendes Gesamtbild Thuns, dessen erklärtes Ziel es war, das wissenschaftliche Niveau der österreichischen Universitäten, im Vormärz lediglich Ausbildungsstätten für die Diener, die der Staat in Recht, Verwaltung, Medizin und Kirche brauchte, zu heben. Künftig sollten Forschung und Lehre in untrennbarer Verbindung stehen. Ihre Träger, denen ein Arbeiten in Freiheit ermöglicht werden sollte, wurden von Thun persönlich berufen, nach Maßgabe ihrer wissenschaftlichen Reputation, aber auch ihrer politischen und moralischen Einstellungen. Durch gezielte Auswahl versuchte er den katholischen Charakter der Universitäten zu halten, ohne diese zu konfessionellen Lehranstalten zu machen. Dass in der liberalen Ära für einen Minister dieses Zuschnitts kein Platz mehr war, ist leicht nachvollziehbar, desgleichen das Faktum, dass er heute aus diesem Grund – und wegen seiner Rolle bei der Ausarbeitung des Konkordats von 1855 – teilweise in die Kritik geraten ist.

Dem biografischen Abriss folgen, jetzt durch MICHAEL PROKOSCH, Beobachtungen zur Struktur des Tagebuchs, die entwicklungsgeschichtlich erklärt werden, und dessen Einordnung in den Gattungskontext. Das daran anschließende Kapitel ist, in der Tradition der Klassiker der Editionstechnik, wie beispielsweise Leo Santifaller, ein erster Versuch, das Tagebuch auszuwerten: eine vornehmlich quantifizierende Analyse der Themen und deren Gewichtung; die häufigsten sind die Familie und das soziale Umfeld. Man muss dem Herausgeber diesen Schritt natürlich gönnen, eine Art Lohn der Mühe, die die höchst professionelle Aufbereitung des Textes bereitet hat (akribische Editionsrichtlinien, die zeigen, wie schwierig ein solches Unterfangen ist). Dabei werden die von Kapferer gezeichneten Grundlinien bestätigt, auch wenn Prokosch natürlich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Dies tun auch die nachstehenden Beobachtungen der Rezensentin nicht, die als Zeugnis der wissenschaftlichen Ergiebigkeit des Textes zu werten sind.

Den Charakter dessen, was man sich gemeinhin unter einem Tagebuch vorstellt, tragen vor allem die Eintragungen der ersten zehn Jahre, die Thuns Zeit als Gymnasiast (nach Prokosch Phase I) und Universitätsstudent (Phase II) abdecken: Kurze, lose nebeneinanderstehende Notizen über Witterung, familiären Alltag, Kommentare zu Lerninhalten, Lebensweisheiten, Assoziationen diverser Art, Heiteres und Ernstes in engster Nachbarschaft. Wüsste man nicht, dass sie von einem Teenager verfasst wurden, würde man auch die der 1820er Jahre einem reifen Mann zuschreiben, nicht nur

wegen der souveränen Verarbeitung klassischer Bildungsinhalte (Cicero als Anwalt des Christentums *ante litteram*, S. 219), sondern auch wegen der religiösen und moralischen Ernsthaftigkeit, die aus ihnen spricht. Beeindruckend sind insbesondere die häufigen Reflexionen über das Altarsakrament. Als prägende Denkinhalte Thuns erschließen sich das Bekenntnis zu Selbstbeherrschung und Nächstenliebe, ein hohes Sündenbewusstsein und eine grundsätzlich eher dichotomische Sichtweise von Sittlichkeit und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung. In beeindruckender Offenheit referiert der junge Mann regelmäßig die Lehren, die ihm sein Beichtvater auftrug. Das Tagebuch ist somit fraglos auch für die Geschichte der Moralthologie eine ernst zu nehmende Quelle. Überdies: Schon mit 16 Jahren stand für Leo Thun die Bedeutung einer qualitativ vollen universitären Bildung und der Freiheit der Lehre außer Streit (S. 264). Dazu fügt sich die später geäußerte Kritik am Unterrichtsverständnis der Jesuiten, die mechanisches Lernen dem kritischen Denken überordneten (S. 476 ff.).

Als Universitätsstudent und während der anschließenden Kavaliertour erweiterte Thun diese Themenpalette um Reflexionen, die eine kritische Auseinandersetzung mit der aristokratischen Lebensform erkennen lassen, nicht zuletzt das Ringen um deren Vereinbarkeit mit anspruchsvoller Pflichtethik. Es geht hier auch um die Verteilung der Zeitressourcen auf gesellschaftliche Forderungen („Standespflichten“, S. 320) und Gebet/Studium/Arbeit (Lernen als „Hauptpflicht meines Alters und Standes“, S. 307; „Familienverhältnisse“ raubten Zeit, S. 334; das Leben, das ich zu führen gezwungen bin vs. „Lust für ein ernstes Leben“, S. 337), um das Verhältnis zwischen wissenschaftlichem Studium und religiöser Entwicklung (jenes könne dieser auch entgegenstehen, S. 325), um das Ausloten des Verhältnisses zu anderen Menschen, die ja auch der christliche „Nächste“ sind (Eitelkeit und stolze Selbstschätzung seien zu vermeiden, S. 317, aber auch falsche Bescheidenheit sei nicht gut, S. 343); das Handeln dürfe sich nicht am allgemeinen Beifall orientieren, sondern müsse nach Grundsätzen erfolgen (S. 303). In beeindruckender Nüchternheit spricht der Aristokrat auch die Nachteile adliger Erziehung an: Die in seinen Augen wünschenswerte schnell entschiedene *Thatkraft* eigne eher den Angehörigen der niederen Stände (S. 342). Bei aller Wertschätzung der im Elternhaus ihm vermittelten Grundsätze hob er die Bedeutung von Selbstständigkeit und Eigenverantwortung hervor (S. 340).

Gleichwohl fällt Thuns Bilanz insgesamt positiv aus: Mit Genugtuung zitiert er seinen Beichtvater mit der Aussage, die Geschäfte „unseres Standes“ seien mit „unseren heiligsten Pflichten“ vereinbar (S. 302). Zugleich sind die Eintragungen dieser entscheidenden Jahre Zeugnisse dessen, dass struktureller Konservatismus und vernünftiger Liberalismus einander nicht ausschließen und dass das Bekenntnis zum Katholizismus die Vorzüge evangelischer Christen nicht in Abrede stellen dürfe (Solidarität mit den Adligen, die nach 1620 aus Böhmen vertrieben wurden; S. 294): der Schlüssel zum Verständnis der Unterrichtsreform und ein Gedanke, der fortan bei der Gesamtwürdigung Thuns stärker akzentuiert werden sollte.

Die von Prokosch identifizierte dritte Phase des Tagebuchs fällt in die ersten Jahre von Thuns Bewährung im beruflichen Leben. Damals fanden auch politische Abhandlungen und Briefkonzepte Eingang in die Aufzeichnungen. Auffällig ist das große Interesse an den Lebensbedingungen von Gefangenen, Tagelöhnern, Kindern im Waisenhaus (samt ihrem späteren Werdegang), an den Beständen einzelner Bibliotheken, am Leben diverser Vereine etc., allesamt sprechende Zeugnisse der hohen sozialen Verantwortung des Adligen, dem, nach alteuropäischem Muster, Herr-

schaftsverantwortung in die Wiege gelegt worden war, der diese aber, im Geist seiner Zeit, im Bekenntnis zu „wahrer Aufklärung“ zu erfüllen bestrebt war. Die Auseinandersetzung mit Andersdenkenden läuterte die Gedanken (S. 483), war Thuns feste Überzeugung, auch wenn er für sich reklamieren konnte, dass das Christentum der Grundpfeiler seines geistigen Lebens sei (S. 482), einschließlich der Unfehlbarkeit der Kirche und der Anerkennung ihrer Autorität und ihrer Gebote – nicht aber der streng hierarchischen Struktur (S. 476 ff.). Beeindruckend ist die Offenheit, mit der er 1841 in einem Schreiben an Alexis de Tocqueville dessen eben erschienenen Werk über die Demokratie in Amerika kommentierte: Bei grundsätzlicher Zustimmung lehne er den tiefen Pessimismus des französischen Intellektuellen ab, weil dieser übersehe, dass der für Amerika – mit seiner einseitigen Ausrichtung auf rein Wirtschaftliches – erhobene Befund nicht unmittelbar auf Europa übertragbar sei, dessen Bildungstradition auch in Hinblick auf die politische Entwicklung der Gesellschaft ein hohes Potenzial enthalte (S. 510–519).

Zwischen Edition und Anhängen stehen Stammtafeln der Familie Thun. Es folgen die obligaten Verzeichnisse der Abbildungen (insgesamt 35, in der Mehrzahl elegante Schwarzweiß-Darstellungen böhmischer Ortschaften), der Abkürzungen sowie der Quellen und der Forschungsliteratur, die Letzteren mehrfach gegliedert. Besonders auffällig ist die Struktur des Registers, das an die besonderen Erfordernisse der Textsorte angepasst werden musste: Das (sinnvolle) Ergebnis sind getrennte Verzeichnisse der Personen, Völker und Tiere (sic!, die Haustiere der Adligen), der Institutionen, Vereine und Denkschulen sowie der Orte und Firmen – Ausdruck der Breite der Themen, die das Tagebuch abdeckt. Möge die beeindruckende Editionsleistung als Beweis dessen aufgenommen werden, dass Politiker auch Privatpersonen mit klarem Profil sind und dass eine strenge Trennung der beiden Bereiche nicht möglich ist.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

LOTHAR HÖBELT, „Größter Fehler ist nervös zu werden“. Seipel, der „Bürgerblock“ und die „Genfer Sanierung“ 1922 (Schriftenreihe des Forschungsinstituts für politisch-historische Studien der Dr. Wilfried-Haslauer-Bibliothek 84), Böhlau Verlag, Wien / Köln 2022. ISBN 9783205216810, S. 207, Ill.

Das Schlagwort *Inflation* dominiert seit Beginn des Ukrainekrieges im Februar 2022 die Schlagzeilen der österreichischen und deutschen Zeitungen und Nachrichtenformate. In zahlreichen Artikeln wurden und werden dabei Parallelen zu verschiedenen, oberflächlich gesehen ähnlichen Momenten der jüngeren europäischen Geschichte gezogen, etwa der Hyperinflation der frühen 1920er Jahre. Eine Reihe von Historiker:innen hat die aktuellen Ereignisse zum Anlass genommen, sich intensiver mit der Materie auseinanderzusetzen, beispielsweise Peter Longerich in *Außer Kontrolle. Deutschland 1923*. Lothar Höbelt widmet sich in seinem neuesten Werk *„Größter Fehler ist nervös zu werden“. Seipel, der „Bürgerblock“ und die „Genfer Sanierung“ 1922* nun ebenfalls dem Themenkomplex Inflation. Inhaltlich schließt Höbelt dabei nahtlos an seine vergangenes Jahr in Zusammenarbeit mit Johannes Kalwoda und Johannes Schöner erschienenen Edition *Klubprotokolle der Christlichsozialen und*

Großdeutschen 1918/19 an. Er widmet sich jedoch nicht ausschließlich der Genfer Anleihe und ihrer unmittelbaren Vorgeschichte, sondern versucht vielmehr ein bundespolitisches Gesamtbild der frühen 1920er Jahre zu zeichnen.

Beinahe im Stile eines Feuilletonisten schildert Höbelt einleitend das politische Milieu Österreichs der Epoche, allen voran die tonangebenden Politiker der drei großen Gesinnungsgemeinschaften. Sein Fokus liegt hierbei ähnlich wie bei den *Klubprotokollen* auf den Akteuren der beiden bürgerlichen Parteien, was unter anderem mit dem Nichtvorhandensein von aussagekräftigen Sitzungsprotokollen des sozialdemokratischen Parlamentsklubs erklärt werden kann. Während den Protokollen der Großdeutschen und Christlichsozialen Informationen über die Überlegungen verschiedener politischer Akteure, über Diskussionen und Konflikte innerhalb der Klubs entnommen werden können, bieten die Beschlussprotokolle der SDAP diese Möglichkeit nicht. Der Parteilinie der Sozialdemokratie nähert sich Höbelt daher in erster Linie über die Parteimedien – allen voran der *Arbeiterzeitung* – und die zahlreichen Wortmeldungen sozialdemokratischer Mandatäre im Nationalrat an. Der Fokus der Arbeit liegt vor allem auf zwei Protagonisten: dem Wiener Polizeipräsidenten und späteren *Star* der Großdeutschen, Johann Schober, auf der einen sowie dem Prälaten und *Mastermind* hinter der Genfer Anleihe, Ignaz Seipel, auf der anderen Seite.

Höbelt gelingt es in beeindruckender Art und Weise, die für die österreichische Politik der Zwischenkriegszeit so prägenden und teils reichlich unübersichtlichen Beziehungsgeflechte innerhalb und zwischen den Parteien nachvollziehbar zu schildern. Die frühen 1920er Jahre waren eine Zeit der Gegensätze: innen- vs. außenpolitische Interessen, Anschluss an die Deutsche Republik vs. Beitritt in eine zu gründende Donaukonföderation, Pragmatismus vs. Dogmatik, Kooperation mit ideologischen Gegnern vs. Beharren auf Maximallösungen. Höbelt beschreibt eindrücklich, wie schnelllebig das politische Geschäft damals bisweilen sein konnte, wenn etwa das spätere Aushängeschild der *Gelben*, Johann Schober, um 1920 noch als Feindbild der Großdeutschen erhalten musste.

Der eigentliche Protagonist des Buchs lautet jedoch Ignaz Seipel. Höbelt skizziert diesen als überaus geschickten Außen-, Innen- und Machtpolitiker, dem es auf dem Weg zur Genfer Anleihe nicht nur gelang, in Österreich die verschiedensten Hindernisse innerhalb und außerhalb seiner Partei aus dem Weg zu räumen, sondern auch die Großmächte gegeneinander auszuspielen und auszumanövrieren. Unter anderem führte das laute Nachdenken Seipels über eine potenzielle Währungsunion mit Italien dazu, dass sich dessen Konkurrent Frankreich und der zu diesem Zeitpunkt vor allem durch die *Grande Nation* getragene Völkerbund den österreichischen Interessen gegenüber aufgeschlossener zeigten. Otto Bauer, beileibe kein Freund Ignaz Seipels, zollte seinem Kontrahenten in dieser Sache größten Respekt, indem er Seipels Verhandlungen mit den Großmächten als „waghalsig-kühne, aber überaus geschickte außenpolitische Manöver“ bezeichnete. Am Ende erhielt die Republik eine 27 Millionen Pfund-Anleihe und sicherte sich dadurch das wirtschaftliche Überleben. Ignaz Seipel wurde im Anschluss in Wien von einer jubelnden Menge empfangen. Ein Moment des Triumphs, der den Prälaten allerdings ernüchterte und unwillkürlich an das Jahr 1918, an den Frieden von Brest-Litowsk und an einen ähnlich stürmischen Empfang für den damaligen Außenministers Ottokar Czernin, erinnerte.

Innenpolitisch gelang es Ignaz Seipel, Otto Bauer und Genossen zur Kooperation zu zwingen, indem er den Sozialdemokraten die sprichwörtliche Rute ins Fenster

stellte und für den Fall einer sozialdemokratischen Blockade das Ende der von diesen so sehr geschätzten Republik prophezeite. Die SDAP hatte sich in die Bredouille manövriert: Ein *Nein* zur Anleihe würde die Stabilität der Republik gefährden, ein *Ja* musste Seipel und die Bürgerlichen stärken, denn mit ihr sollte nicht nur ein vor allem für die Großdeutschen und deren Klientel schmerzhafter Beamtenabbau einhergehen, sondern auch Einschnitte und Kürzungen in den für die Sozialdemokraten äußerst bedeutsamen Sozialbereich.

Mit der Anleihe einher gingen zudem die Gründung einer Nationalbank und die Einsetzung eines aus dem Ausland stammenden Generalkommissars. Einerseits traute Seipel der österreichischen Politik nicht zu, selbst Ordnung halten zu können, andererseits sah er den Generalkommissar auch als Absicherung für den Fall eines sozialdemokratisch organisierten Generalstreiks. Die Genfer Anleihe war Ignaz Seipels politisches Meisterstück, ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur wirtschaftlichen Sanierung Österreichs und der Einführung des Schillings 1925. Soweit die positive Beurteilung. Die negativere bzw. kritischere Sicht auf Seipels Politik fokussiert sich weniger auf die finanzpolitischen Details, sondern richtet das Augenmerk vielmehr auf die sozialen Verwerfungen, die durch Seipels Politik nochmals vertieft wurden und mit ein Grund für die zunehmende Skepsis gegenüber Republik und Demokratie waren. Am Ende dieser Entwicklung standen der Dollfuß'sche Staatsstreik und der Untergang der Ersten Republik 1933/34.

Auch wenn man über manche von Lothar Höbelts Interpretationen der Ereignisse geteilter Meinung sein kann, handelt es sich bei seiner neuesten Arbeit um ein überaus lesenswertes Buch. In seinem gewohnt angenehm zu lesenden – wenn auch stellenweise vielleicht eine Spur zu sarkastischen – Stil gelingt es Höbelt, komplizierte Sachverhalte klar und nachvollziehbar darzustellen. Das Buch ist eine willkommene Ergänzung für all jene, die sich intensiver mit der Geschichte der Ersten Republik auseinandersetzen oder überlegen, dies zu tun.

SEVERIN HOLZKNECHT, Schwarzach

ROBERT OBERMAIR, **Oswald Menghin. Science and Politics and the Age of Extremes**, De Gruyter, Oldenburg 2023. ISBN 978-3-11-105320-2, 675 S., 36 Schwarzweißabb.

Der oberösterreichische Historiker Robert Obermair hat eine umfassende Biografie über den Prähistoriker Oswald Menghin vorgelegt. Das ist äußerst erfreulich, denn eine Publikation, die Menghins Werdegang und sein Werk in seiner Gesamtheit vor allem aus der Perspektive eines zeitgeschichtlichen Forschungsansatzes darstellt, fehlte bisher. Das 675 Seiten starke Buch basiert auf einer Dissertation, die 2021 an der Universität Salzburg angenommen wurde. Die akribisch durchgeführte Studie macht einen äußerst soliden Eindruck. Das hohe Niveau lässt sich wohl auch darauf zurückführen, dass der Autor bereits 2013 ein Buch über den österreichischen Prähistoriker Kurt Willvonseder, einen Schüler Menghins, veröffentlicht hat, für das er 2014 mit dem renommierten *Herbert Steiner Anerkennungspreis* ausgezeichnet wurde.

Die Quellenlage für das Dissertationsprojekt erwies sich freilich als wesentlich komplexer, da es keinen wissenschaftlichen Nachlass zu Menghin an einer einzigen

Stelle gibt. Mehrere Jahre umfangreicher Recherchen führten den jungen Doktoranden in mehr als 50 Archive in sieben Ländern, darunter die USA und Argentinien, wo Menghin 1948 seine zweite akademische Karriere aufbaute. Die zahlreichen gefundenen Fragmente, vor allem aber die Analyse der dichten Korrespondenz, ermöglichten es dem Autor, Menghins wissenschaftliche und politische Netzwerke aufzudecken und in einer völlig neuen Weise darzustellen.

„Ein aufsteigender Stern“ – so beschreibt der Autor Menghins bemerkenswert steile akademische Karriere an der Universität Wien. Menghin wurde am 19. April 1888 in Meran in Südtirol geboren, wo er 1906 das Benediktiner-Gymnasium absolvierte. Danach zog er nach Wien. Sein Studium der prähistorischen Archäologie an der Universität Wien schloss er in der Mindestzeit ab. Im Alter von 22 Jahren wurde er promoviert, drei Jahre später habilitiert, und mit 30 Jahren bereits konnte sich Menghin als außerordentlicher Universitätsprofessor bezeichnen. Von 1922 bis 1945 leitete er das Institut für Ur- und Frühgeschichte. In dieser Zeit war er 1928/29 Dekan der Philosophischen Fakultät und 1935/36 wurde er als einer der Jüngsten in der langen Geschichte der Universität Wien zum Rektor ernannt. Außerdem hatte er 1930/31 eine Honorarprofessur an der Universität Kairo inne. Sein Hauptwerk *Weltgeschichte der Steinzeit* von 1931 machte ihn schlagartig berühmt, was dazu führte, dass Menghin in zahlreiche wissenschaftliche Fachgesellschaften und Akademien im In- und Ausland als Mitglied aufgenommen wurde. Seine rege Teilnahme an internationalen Fachkongressen bis 1938 verdeutlicht, wie hervorragend Menghin wissenschaftlich weltweit vernetzt war.

Angesichts dieser Bilderbuch-Karriere erscheint es zunächst nur schwer verständlich, warum sich Menghin 1938 beim *Anschluss* Österreichs für eine politische Laufbahn entschied. Menghin wurde Unterrichtsminister im nationalsozialistischen Kabinett von Arthur Seyß-Inquart, ein Amt, das er bis zum 31. Mai 1938 ausführte. In diese sechs Wochen fielen die zahlreichen *Säuberungen* und Entlassungen an österreichischen Bildungseinrichtungen, für die Menghin letztlich die Verantwortung trug. Frühere Studien über Menghin gingen davon aus, dass sich der Prähistoriker erst in den 1930er Jahren aktiv in die Politik eingebracht hat. Indem der Autor jedoch erstmals Menghins Engagement im Kampf um Südtirol detailliert nachzeichnet, wurden neue Einsichten möglich. Obwohl Menghin jahrelang in Wien gelebt hatte und viel gereist war, blieb er seiner Heimat Südtirol treu. Wie sein Vater war er ein vehementer Verfechter der Idee, dass Südtirol *deutsch* oder *österreichisch* sei. Hatte sich Menghin schon während seiner Studienzeit an politischen Debatten beteiligt, so markierte seine Beteiligung am Kampf um Südtirol den Beginn einer neuen Ebene seines politischen Engagements. Eine erste zentrale Erkenntnis dieses Buches ist, dass Menghins politische Radikalisierung am rechten Rand viel früher einsetzte als bisher angenommen. Bereits 1919 war Menghin an den Vorbereitungen zur Gründung einer Wiener Ortsgruppe des Andreas-Hofer-Bundes für Tirol beteiligt, einer deutschnationalen Organisation, die sich für die *Befreiung* Südtirols einsetzte. Die intensivste Zeit war 1921, als Menghin den sogenannten Arbeitsausschuss für die Tiroler Volksabstimmung in Wien leitete, der für die Forderungen der geplanten Tiroler Volksabstimmung am 24. April 1921 zugunsten einer Vereinigung des gesamten *deutschen Volkes* warb.

Menghin kämpfte nicht nur für die Rückgliederung Südtirols an Österreich, sondern auch für die übergeordnete Idee einer Vereinigung aller *Deutschen*. Die zahlreichen Mitgliedschaften Menghins in verschiedenen politischen Gruppierungen,

darunter die Deutsche Gemeinschaft, die Leo-Gesellschaft, der Geheimbund Bärenhöhle und die Kralik-Gesellschaft, waren nicht nur Netzwerke für seine akademische, sondern auch für seine politische Karriere. Der Autor weist auch nach, dass Menghin bereits 1923 einen Vortrag in der nationalsozialistischen Ortsgruppe Wien-Währing gehalten hat und somit viel früher als bisher bekannt in nationalsozialistische Kreise eingebunden war. Sehr lesenswert in diesem Zusammenhang ist der Abschnitt über Menghins Roman *Zerrissene Fahnen* aus dem Jahr 1924, der auch autobiografische Elemente enthält.

Eine weitere neue Erkenntnis in diesem Buch betrifft Menghins Flucht nach Argentinien. Nach Kriegsende wurde er von allen akademischen Ämtern suspendiert und geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft, die er in Lagern in Deutschland verbrachte. Nach seiner Entlassung im Februar 1947 konnte er nicht nach Österreich zurückkehren, da er hier als Kriegsverbrecher gesucht wurde. Im März 1948 floh Menghin von Bayern über Genua nach Argentinien. Nach Ansicht des Autors spielten vor allem katholische Netzwerke der Nachkriegszeit eine entscheidende Rolle, die zum Gelingen seiner abenteuerlichen Flucht beitrugen. Bereits im Juli 1947 trat der Salzburger Fürsterzbischof Andreas Rohrer an den *Nunzio Apostolico* in Buenos Aires mit der Bitte heran, Menghin zu unterstützen, da er nach seiner Ankunft in Argentinien sicherlich Schutz benötigen würde. Somit erhielt er noch vor seiner Ankunft Hilfe von führenden Mitgliedern der katholischen Kirche in Argentinien. Kein Geringerer als der Beichtvater von Papst Pius XII. und Direktor des *Pontificio Instituto Biblico* Augustin Bea, der mit Menghins Frau Mara in Mattsee in Briefkontakt stand, spielte eine wichtige Vermittlerrolle zwischen Rom und Argentinien. Sie alle ebneten Menghins Weg für die nahtlose Fortsetzung seines Neubeginns in Südamerika. In Buenos Aires wurde Menghin Professor *extraordinario contratado* und 1961 zum Titularprofessor befördert. 1957 wurde er zusätzlich *Profesor titular de Prehistoria* an der Universität La Plata.

Die intensive Untersuchung dieser Netzwerke ergab einen weiteren äußerst irritierenden Zusammenhang. Nach dem Krieg erhielt Menghin Rückendeckung von zahlreichen Personen aus Österreich und Deutschland, die Opfer der nationalsozialistischen *Rassen-Gesetze* geworden waren. Ein prominentes Beispiel ist der österreichische Ethnologe Robert Heine-Geldern, ein Großneffe des berühmten Dichters, der 1938 ins Exil vertrieben wurde. Menghins Strafakt enthält auch einen *Entlastungs-Brief*, den Heine-Geldern 1947 in Berkeley verfasste. Im Jahr 1956 wurde das Strafverfahren in Österreich gegen Menghin wegen des Kriegsverbrechergesetzes in Abwesenheit eingestellt. Menghin wurde vollständig rehabilitiert, was unter anderem 1959 zur Wiederaufnahme in die Österreichische Akademie der Wissenschaften führte.

Abgerundet wird das Buch durch eine Gesamtbewertung von Menghins Leben. Seine Weltanschauung und sein politisches Wirken schwankten stets zwischen seinen katholisch-konservativen Wurzeln und deutschnationalen sowie nationalsozialistischen Ideen. Dennoch war Menghin nach Ansicht des Autors kein bloßer Opportunist, wie ihn Franz Werfel in seinem berühmten Exilroman *Eine blaßblaue Frauenschrift* (1941) charakterisierte. Ausgehend von seinen Aktivitäten für ein *deutsches* Südtirol nach dem Ende des Ersten Weltkriegs durchlief Menghin einen Prozess der politischen Radikalisierung, der ihn schließlich 1938 in das Amt des Unterrichtsministers führte. Menghin und gleichgesinnte Intellektuelle ebneten damit bewusst den Weg für die nationalsozialistische Machtergreifung in Österreich. Er war somit

kein bloßer Handlanger, denn Menghin beteiligte sich aktiv an den Vorbereitungen zum „Anschluss“, und zwar aus freien Stücken. Er war also mehr als ein Opportunist, er war, so die Gesamtbeurteilung des Autors, ein „anpassungsfähiger Wissenschaftler mit einer politischen Agenda“ (S. 589). Der Autor schließt seine Studie mit einem ernüchternden und zugleich deprimierenden Ergebnis ab. Es gibt keinen dokumentierten Beleg dafür, dass Menghin zu irgendeinem Zeitpunkt eine tiefgreifende kritische Reflexion über seine eigene Vergangenheit angestellt hat. Er fühlte sich selbst als Opfer und war daher nicht in der Lage, die wahren Opfer der von ihm mitgestalteten Politik zu erkennen. Dies ist wohl die dritte wichtige Erkenntnis dieser aufschlussreichen Untersuchung.

Mit diesem Buch hat der Autor zweifelsohne ein wichtiges Referenzwerk nicht nur für die Menghin-Forschung, sondern auch für die österreichische Zeitgeschichte geschaffen. Das Werk ist anschaulich illustriert. Unter den 36 Abbildungen sind auch einige, die bisher unbekannt waren: Für den Umschlag des Buches wurde etwa das Bild von Hitlers Rede bei der Reichstagssitzung zum „Anschluss“ Österreichs am 18. März 1938 im Opernhaus Kroll in Berlin gewählt, der Oswald Menghin als Unterrichtsminister beiwohnte. Menghin ist auf der Galerie zu sehen, nur fünf Meter vom „Führer“ entfernt. Sechs Abbildungen, die aus Menghins Nachlass in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften stammen, zeigen ihn gemeinsam mit seiner Frau Mara und dem Ägyptologen Hermann Junker bei den neolithischen Ausgrabungen in Ägypten im Deltagebiet in den frühen 1930er Jahren. Der Autor selbst hat auch einige Bilder von Originalschauplätzen beigesteuert, die mit Menghin in Verbindung stehen, wie seine Grabstätte in Chivilcoy, wo sich das örtliche Museum für Archäologie befindet und nach ihm benannt wurde. Menghin starb am 29. November 1973 in einem Spital in Buenos Aires. Das Museum wurde erst 2006 aufgrund des öffentlichen Drucks umbenannt.

PETER ROHRBACHER, Wien

Der Bauhof Haiming 1941–45. Eine historisch-archäologische Dokumentation. Zwischen Wasserkraftwerk „Ötz Unterstufe“ und Windkanal „Baustelle Inn“, hg. von HARALD STADLER (Nearchos. Archäologisch-militärhistorische Forschungen 5), Verlag A. Weger, Brixen 2021. ISBN 9788865632901, 197 S., Ill., Kt.

In der von Prof. Dr. Harald Stadler im Fachbereich Mittel- und Neuzeitarchäologie am Institut für Archäologien der Universität Innsbruck herausgegebenen Zeitschrift *Nearchos* ist ein fünfter Sonderband erschienen. Er widmet sich den Ausgrabungen, die 2017 auf dem Areal der Beinkorb-Wiesen in Haiming im Tiroler Oberland durchgeführt wurden, und ihrer wissenschaftlichen Aufarbeitung.

Anlass zu dieser Grabung war eine Entscheidung der Firma Handl Tyrol. Sie erwarb das Grundstück, um einen neuen Betrieb zu errichten. Das gesamte Gelände, das sich von Haiming ins Ötztal erstreckt, wies jedoch eine neuzeitliche Vornutzung auf, die in Teilen bereits bekannt war. Es ist dem Verständnis des Bauherrn zu verdanken, dass großflächige, baubegleitende Untersuchungen stattfinden konnten.

Ausgrabungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Zeitstellung sind kein neues Phänomen und archäologische Untersuchungen mit moderner Zeitstellung, das heißt

des 19. und 20. Jahrhunderts, sind ein seit Jahren etablierter, wichtiger Bestandteil in der Bodendenkmalpflege. Mehr Interesse als üblich erfahren jedoch Ausgrabungen, die den Relikten des Zweiten Weltkrieges gelten oder der Zeit des Nationalsozialismus. Geschehnisse, die fast noch als Gegenwart empfunden werden, geraten dadurch in ein neues Licht. Manchmal bedarf es einer archäologischen Untersuchung, um die Dimension von Vergangenen zu fassen und, bereichert um das Verständnis für die Wirkung von Geschichte, eine neue Perspektive zu gewinnen.

Die vorliegende Publikation gliedert sich in drei Teile. Zunächst stellt BARBARA PÖLL die Ausgrabungen vor. Von ELIAS FLATSCHER und ELISABETH WALDHART stammt der Katalog mit einer Fundauswahl und von NADJA SUTTERLÜTI ein Beitrag über eine Korbflasche als ein Objekt der Kategorie *Trench Art*. Der Auswertung der Ausgrabungsbefunde stellt Pöll einen historischen Überblick zum Kraftwerksprojekt *Untere Ötz* der Westtiroler Kraftwerke AG und zum Windkanalprojekt der Luftfahrtforschungsanstalt München voran, um den Kontext zur ehemaligen Großbaustelle herzustellen. In den 1920er Jahren als Großprojekt mit mehreren Stauseen gedacht, setzte die Weltwirtschaftskrise und die daraus resultierende Bankenkrise 1931 einen vorläufigen Schlusspunkt für den Bau des Kraftwerks, bis die Pläne 1938, nach dem „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland, wieder vorangetrieben wurden. Nur wenig wurde allerdings umgesetzt, nicht zuletzt aufgrund der 1939 einsetzenden Kriegswirtschaft.

Ein interessanter Befund auf dem Areal entpuppte sich als eine nicht fertiggebaute Großwindanlage, beauftragt von Hermann Göring. Bauherr war die Luftforschungsanstalt in München. Mit Hilfe des Windkanals sollten Untersuchungen an Triebwerken von Flugzeugen durchgeführt werden. Eine solche Versuchsanlage mit hohem Energiebedarf erklärt die Lage nahe am Wasserkraftwerk. An diesem Projekt waren zahlreiche Firmen und Personen beteiligt, zu denen sich eine Vielzahl an archivalischen Belegen fand. Nach dem Krieg wurden die Teile abmontiert, nach Frankreich verbracht und dort weiterverwendet.

Der anschließende Grabungsbericht mit den Ausgrabungsergebnissen enthält die wichtigsten Befunde mit detaillierten technischen Details eines Kellers unter der ehemaligen Bürobaracke der Baufirma Innerebner & Mayer mit einer Heizanlage, einem Kohlenkeller, einer Latrine, die nach ihrer Aufgabe mit Müll aufgefüllt wurde, und einem eigenen Luftschutzkeller. Ergänzt wurden die Befunde durch Leitungen für Trink- und Abwasser sowie Betonrinnen für die Bewässerung landwirtschaftlicher Flächen.

Hinweise auf die Logistik liefern die Fundamente und Reste von drei Seilbahnen, davon eine für Material. Auch ein Bahnbetrieb war eingerichtet worden, wobei temporäre und permanente Stationen je nach Fortschritt an den Großbauten unterschieden werden konnten. Dieser Bahnbetrieb machte Einrichtungen zu Wartung und Reparatur sowie Lager erforderlich. Dazu kam die Versorgung mit Elektrizität und entsprechend fanden sich Überreste von Stromleitungen, Umspannstellen und einem Transformatorhaus. Für das Verständnis der Funktionsweise einer Kompressorenanlage zog die Bearbeiterin ein Vergleichsbeispiel der Baustelle *Jonastal* zwischen Arnstadt und Crawinkel des Konzentrationslagers Ohrdruf heran. Das letzte und jüngste Bauwerk am Bauhof Innerebner & Mayer war ein Schwimmbecken, das nach 1945 begonnen wurde und seine Entsprechung in dem in Haiming errichteten Becken aus den 1930er Jahren hat. Abschließend fasst die Autorin die Befunde, das sind Baubüros, Luftschutz,

Wasserversorgung, Materialseilbahnen sowie Eisenbahn, zusammen. Der Beitrag endet mit einer Zusammenfassung, die angesichts der Vielzahl an beschriebenen Details verhältnismäßig mager ausfällt. Das gleiche gilt für die englische Übersetzung. Weiter erschweren unnötige Tempuswechsel und die Vermischung von Grabungsbeschreibung mit Archivalien und deren Auswertung die Lesbarkeit des Textes.

Mit einem hohen, unspezifischen Fundaufkommen mussten die Ausgräber:innen rechnen. Der Mangel an stratigraphischer Information erschwerte die Datierung und Interpretation. Darum wurden für den Katalogteil Funde ausgewählt, die sich eher den Bauaktivitäten der 1920er bis 1940er Jahre zuordnen lassen und in ihrer Funktion einigermaßen bestimmbar waren. Trotzdem erschließen sich Gliederung und Katalogaufbau erst auf den zweiten Blick. Aufgeführt werden Metallfunde wie Stahlhelm, Eisenherd, Damenfahrrad, Rad und Arbeitsgeräte, Schrauben, Nägel sowie andere technische Kleinfunde, gefolgt von einigen emaillierten Blechgefäßen, Geschirrkemik, einem Lederschuh und anderem mehr. Zu Recht bemerken die Bearbeiter:innen in der englischen Zusammenfassung – auf eine deutsche wurde leider verzichtet – das Fehlen von Militaria und deuten das als Hinweis darauf, dass dieses Areal systematisch abgesucht wurde, wahrscheinlich nach Kriegsende oder im Rahmen der Demontage.

Abgerundet wird der Band durch die Besprechung einer Chiantiflasche in einem Korb aus farbigen Zünddrähten, die sich in einem privaten Haushalt der Umgebung erhalten hatte. Die Bearbeiterin ordnet sie aufgrund des Drahtkorbes als *Trench Art*-Objekt ein, die, während des Ersten und des Zweiten Weltkrieges entstanden, heute begehrte Sammelobjekte sind. Die Flechtarbeit wurde im Lager Haiming-Beinkorb ausgeführt, in dem die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen lebten, die auf der nahen Großbaustelle eingesetzt wurden. Das Lager selbst wurde jedoch nicht untersucht, es liegt außerhalb des Grabungsbereiches.

Die Überreste der vorkriegs- und kriegszeitlichen Großbaustellen in Haiming haben das Ausgräberteam vor besondere Herausforderungen gestellt, nicht zuletzt aufgrund der kurzen Planungs- und Grabungszeiten. Aus der Nutzungsgeschichte, den archäologischen Befunden und archivalischen Quellen ist schließlich ein detailreicher Bericht entstanden. Neuzeitarchäologie ist wichtig, weil sie die jüngere Vergangenheit durch materielle Überreste verständlich macht. Im Kontext des „Dritten Reiches“ ermöglicht sie eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte und darum ist die vorliegende Publikation trotz ihrer Schwächen ein wichtiges Puzzleteil zur Erschließung der NS-Vergangenheit in Nordtirol.

LUITGARD LÖW, Skara/Schweden

THOMAS HANIFLE, **Frauen im Kriegsdienst. Südtirolerinnen bei Wehrmacht und SS**, Verlag Raetia, Bozen 2022. ISBN 978-88-7283-719-1, 207 S., zahlr. Schwarzweißabb.

Thomas Hanifles *Frauen im Kriegsdienst. Südtirolerinnen bei Wehrmacht und SS* ergänzt internationale Studien zur Rolle von Frauen im Krieg mit einer Fallstudie zu Südtirol. Auf 207 Seiten bzw. in fünf großen Kapiteln arbeitet Hanifle verschiedene Arbeitsbereiche für Frauen während des Zweiten Weltkrieges heraus. Bei der

Recherche zu seinem Buch suchte der Autor nach Frauen, die während dieser Zeit Protagonistinnen im Kriegsdienst in Deutschland, Österreich und Italien waren. Er fand ihre Spuren sowohl unter den Dableiber:innen als auch den Optant:innen und es waren deutsch- und italienischsprachige junge Frauen, meist unter Mitte 30, die sich manchmal freiwillig, manchmal aus Abenteuerlust oder finanzieller Not in den Dienst des Deutschen Reiches stellten.

Der Arbeitseinsatz der Frauen war dabei höchst unterschiedlich. Sie konnten als Zivilangestellte der SS oder Wehrmacht gearbeitet haben, Dienstmädchen in italienischen Haushalten oder Angehörige der Waffen-SS sowie Aufseherinnen in KZs gewesen sein, den Arbeitsdienst als Vorbereitung für den Kriegsdienst absolviert haben, in der Organisation Todt oder in der Rüstungsindustrie und in den Schreibstuben der Fliegerabwehrkommandos eingesetzt worden sein. Haniflê gelingt es, durch Recherche in Archiven in Berlin, Washington DC, Innsbruck und Bozen, Interviews und eine intensive Literaturrecherche 14 Biografien von Frauen im Arbeitseinsatz während des Zweiten Weltkrieges in unterschiedlicher Tiefe zu recherchieren und in diesem Buch nachzuzeichnen. Er kann dabei auf Vorarbeiten, wie beispielsweise das Interviewarchiv des Frauenarchivs in Bozen oder die umfangreiche Interviewsammlung von Heinz Degle sowie auf eigene Redakteursarbeiten und Aufzeichnungen, zurückgreifen (Claire French-Wieser, *Meine verkehrte Welt*, 2013; Hilde Kerer, *Ich war ein Blitzmädel*, 2014).

Frauen im Kriegsdienst führt damit in ein sensibles Thema ein, weil die (Mit-)Täterschaft von Frauen, von Müttern, Großmüttern und Schwestern die Geschichte und Erzählung des Zweiten Weltkrieges um eine ganz besonders emotionale Facette des Krieges bereichert. Lange Zeit in der Forschung vernachlässigt, gehört die Untersuchung der Aktionsradien von Frauen mittlerweile zu den zentralen Elementen der Geschichte des Zweiten Weltkrieges und seiner Nachgeschichte, weil gerade diese die Durchdringung sämtlicher Lebensbereiche für die Ideologie und den Krieg deutlich macht. Frauen kommt in Kriegszeiten eine zentrale Rolle zu – nicht nur an der Heimatfront, sondern eben auch im Kriegsdienst.

Haniflê schließt sich mit seinen Ausführungen dabei Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch an, die in ihren Analysen gezeigt hat, dass der Krieg der Frauen keinem Heldenepos und keiner Geschichte von heroischen Taten gleichkommt. Vielmehr finden sich Frauen häufig als Helferinnen in unzähligen unterstützenden Rollen wieder. Damit rückt auch die Frage nach der Beteiligung bzw. Schuld von – in diesem Fall Südtiroler – Frauen in den Blick der Forschung und es wird klar, dass Frauen sowohl in den NS-Elitekorps, in der SS und in den Konzentrationslagern arbeiteten als auch von vielen Verbrechen wussten und einbezogen waren. Gleichzeitig wurde der Handlungsspielraum von Frauen auch in der Nachkriegszeit lange als vernachlässigbar eingestuft, nur wenige zur Rechenschaft gezogen.

Die Biografien, die der Autor in diesem Buch versammelt, zeigen deutlich, welche Forschungslücken noch vorhanden sind. Zwar gelingt es ihm, viele Details der untersuchten Beispiele ans Tageslicht zu bringen, anderes hingegen bleibt im Vergessen der Geschichte verloren. Auch die Interviews, die Haniflê für die Aufarbeitung heranzieht, können nur insofern zur Klärung der Fragen von Täter- und Mitwisserschaft beitragen, als dass die Narrative der Frauen von Entschuldungsdiskursen dominiert sind – sowohl was ihre ideologische Einstellung betrifft, als auch ihre aktive Rolle in den jeweiligen Arbeitsbereichen.

Thomas Haniffler zeigt die Lücken der Forschung im Schlusskapitel auf, wo er biografische Notizen weiterer Frauen eingewoben hat, von denen nur wenige Details bekannt sind. Die Öffnung zahlreicher Personendatenbanken und -archive kann ebenso wie eine zunehmend globale Familien- und Biografieforschung darauf hoffen lassen, dass manche blinde Flecken nach und nach beseitigt werden können. Dennoch kann auch eine noch so gut aus Dokumenten recherchierte Biografie wenig über die Motive, ideologische Einstellungen, Aktionsräume und Narrative von Frauen in Kriegszeiten wiedergeben. Das gelingt auch nicht anhand von Interviews, wie Hanifflers Beiträge deutlich zeigen, weil hier vor allem die Schweige- und Entschuldungsdiskurse der Nachkriegszeit die Erzählung dominieren.

Insgesamt ist *Frauen im Kriegsdienst* ein wichtiger Beitrag, um auch in Südtirol endlich überlieferte Gendervorstellungen und -rollen zu hinterfragen. Gerade deshalb erstaunt es etwas, dass im Buch auf eine gendergerechte Sprache verzichtet wurde. Ebenso sei die kritische Anmerkung erlaubt, dass eine breitere Einleitung und Kontextualisierung sowie ein Resümee dem Buch gutgetan hätten. Unabhängig davon zeugt die breit gefächerte Palette von Biografien, die Thomas Haniffler hier zusammengetragen hat, jedoch davon, dass es an der Zeit ist, noch weiter zu fragen und weiter zu forschen.

EVA PFANZELTER, Innsbruck

„... dass die Codices finanziell unproduktiv im Archiv des Stiftes liegen“. Bücherverkäufe österreichischer Klöster in der Zwischenkriegszeit, hg. von KATHARINA KASKA / CHRISTOPH EGGER (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 77), Böhlau Verlag, Wien 2022. ISBN 978-3-205-21553-0, 334 S., Ill.

Im April 2018 fand im Schottenstift in Wien eine international viel beachtete Tagung statt, deren Ergebnisse nun in gedruckter Form vorliegen. Auf Einladung von Katharina Kaska (Österreichische Nationalbibliothek) und Christoph Egger (Institut für Österreichische Geschichtsforschung), die auch als Herausgeber:innen des Sammelbandes aufscheinen, sowie Karin Mayer vom Referat für Kulturgüter der Ordensgemeinschaften Österreich wurde erstmals die Frage nach den Verkäufen von Handschriften und Büchern aus klösterlichen Bibliotheken in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen in den Mittelpunkt einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung gestellt. Im Gegensatz zu Klöstern im südwestdeutschen Raum war es zahlreichen Stiften in Österreich gelungen, ihr reiches kulturelles Erbe, Kunstsammlungen ebenso wie Bibliotheken und Archive, weitgehend ins 20. Jahrhundert zu retten. Doch der Zusammenbruch der Monarchie, die vielfach getätigten Kriegsanleihen und die rasante Geldentwertung brachten die einst blühenden Klöster in solch wirtschaftliche Bedrängnis, dass sie vielfach keinen anderen Ausweg mehr sahen, als Kunst- und Kulturschätze zu verkaufen. Die „Bibliotheksschutzbullen“ (S. 161) aus dem 18. Jahrhundert, die jeden, der ein Buch aus der klösterlichen Sammlung entwendete, exkommunizierten, waren in diesem Moment längst vergessen.

Im ersten Teil umreißen vier Beiträge die *Rahmenbedingungen* der Verkäufe: PETER WIESFLECKER bietet anhand zahlreicher konkreter Einzelbeispiele einen Überblick

über die vielfältigen wirtschaftlichen Herausforderungen der Zeit für die Klöster und macht deutlich, dass es gerade das Zusammenspiel jeweils mehrerer Faktoren war, das die einzelnen Ordensgemeinschaften in finanzielle Schieflage brachte. So setzten der beinahe ausschließlich auf Land- und Forstwirtschaft basierenden Wirtschaftsführung nicht nur die politischen Veränderungen im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts und die damit verbundene massive Einschränkung der Absatzmärkte stark zu, sondern auch mehrere Naturkatastrophen, die einen deutlichen Preisverfall bei Holz zur Folge hatten. Neue Sozial- und Mieterschutzgesetze verursachten eine Steigerung der Lohnkosten und der sozialen Abgaben bei gleichzeitiger Senkung der Miet- und Pachteinnahmen. Während die zur Verfügung stehenden Geldmittel aufgrund der hohen Inflation beinahe tagtäglich an Kaufkraft verloren, stiegen die Erhaltungskosten der weitläufigen Gebäude massiv an. Auch der Versuch einzelner Stifte, sich wirtschaftlich neu zu positionieren bzw. breiter aufzustellen, führte nicht zum gewünschten Erfolg. Hans Tietze brachte es bereits 1927 anschaulich auf den Punkt: „Die Kerze brennt [...] an beiden Enden ab. Und die notwendige Folge ist, daß die Klöster auf einen Besitz greifen, der ihnen tot dünkt, und ihre Kunstwerke Stück für Stück veräußern.“ STEFAN SCHIMA erläutert die kirchenrechtlichen Bestimmungen und staatlichen, denkmalschutzrechtlichen Verordnungen, die solche Verkäufe regeln bzw. weitgehend verhindern sollten, bettet sie historisch ein und zeigt die Entwicklung ihrer Fassungen in ebendieser Zeit auf. Wie wenig die einschlägigen Vorschriften im kanonischen Recht als auch das Ausführverbotsgesetz von 1918 und das darauf aufbauende Denkmalschutzgesetz von 1923 jedoch die Veräußerungen zu kontrollieren oder gar aufzuhalten vermochten, wird in den anschließenden Beiträgen mehr als deutlich. Auch der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale und später dem Staatsdenkmalamt bzw. Bundesdenkmalamt blieb es, wie ANNELIESE SCHALLMEINER unterstreicht, nicht verborgen, dass die Gesetze nicht den gewünschten Effekt erzielten, vielmehr „nahmen bewilligte und unbewilligte Veräußerungen durch geistliche Institutionen bis in die 1930er Jahre stark zu“ (S. 60). Einerseits war es aufgrund fehlender oder unvollständiger Inventarlisten kaum möglich, eine genaue Kontrolle durchzuführen, andererseits wurde sehr häufig ein Weg an den Behörden vorbei eingeschlagen, toleriert von einer über die verschiedenen Parteigrenzen hinweg „durchaus gleichgültig[en]“ (S. 54) politischen Öffentlichkeit. Dank Auswertung zahlreicher Schreiben und intensiver Archivrecherchen zeigt Schallmeiner nicht nur das häufige Unwissen um Verkäufe auf, sondern legt auch den Drahtseilakt der Denkmalbehörde, Wege zu finden, die Kulturgüter zu schützen, aber auch die wirtschaftliche Situation der geistlichen Stifte nicht außer Acht zu lassen, sehr anschaulich dar. KATHARINA KASKA setzt sich in ihrem Beitrag kritisch mit der bisweilen durchaus zwiespältigen Rolle der Österreichischen Nationalbibliothek bzw. deren Mitarbeitern auseinander – zu nennen sind hierbei insbesondere Otto Smikal und Josef Bick –, die einerseits von der Denkmalbehörde als facheinschlägige Berater für die Bewertung von Verkaufsanfragen zu Rate gezogen wurden und gegebenenfalls auch konkrete Preisempfehlungen abgaben, andererseits aber durchaus auch als Käufer (und Tauschhändler) in Erscheinung traten. Wie der detailreichen und spannenden Darstellung zu entnehmen ist, konnten nicht zuletzt aufgrund dieser Doppelrolle gar manche Handschrift sowie zahlreiche Drucke und Inkunabeln zwar nicht für das jeweilige Kloster gerettet, aber zumindest von einer öffentlichen Institution in Österreich erworben werden.

Der zweite Teil des Buches ist sogenannten *Fallstudien* gewidmet. Hier werden die konkreten Verkaufsabsichten und Veräußerungen von Handschriften der Benediktinerstifte Göttweig (BERNHARD RAMEDER), Melk (CHRISTINE GLASSNER), Lambach (CHRISTOPH EGGER) und St. Peter in Salzburg (SONJA FÜHRER und WOLFGANG WANKO), des Zisterzienserstiftes Lilienfeld (IRENE RABL) sowie des Augustiner Chorherrenstiftes St. Florian (FRIEDRICH BUCHMAYR) auf Basis eingehender Archivstudien im Detail dargelegt. Den einzelnen Verkaufsabläufen zu folgen, ermöglicht einen äußerst spannenden Einblick in die Welt der Antiquitäten- und Buchhändler ebenso wie in die klösterlichen Strukturen der 1920er und 1930er Jahre. Während manche Verkäufe überraschend schnell abgewickelt wurden, zogen sich andere über Jahre hin, ehe sie dann bisweilen gar nicht zustande kamen. Etwas anders gestaltete sich die Situation in Tirol, wie CLAUDIA SCHRETTNER-PICKER in ihrem Beitrag anschaulich nachzeichnet. Im Gegensatz zur restlichen Klosterlandschaft Österreichs wurden hier weniger in der Zwischenkriegszeit, sondern vielmehr bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts, unmittelbar nach der Grundentlastung, Handschriften veräußert. Das wohl berühmteste Beispiel ist der Verkauf von rund 50 Handschriften und mehreren Inkunabeln aus St. Georgenberg-Fiecht (S. 248). Sechs weiteren Klöstern ist jeweils ein Kurzbericht gewidmet (Herzogenburg, Klosterneuburg, Kremsmünster, St. Lambrecht, Schlägl, Zwettl).

Andere Klöster mit bedeutender Bibliothek und großem Kulturgutverlust bzw. -verkauf in eben dieser Zeit fehlen hingegen zur Gänze, so zum Beispiel das steirische Benediktinerstift Admont, das zahlreiche bedeutende Handschriften, darunter auch die sogenannte Admonter Riesenbibel, veräußern musste. Als Kriterien für die Entscheidung, welche Klöster ausführlicher, welche nur summarisch behandelt werden, sind das „Format der Tagung“ und „Umfang und Gewicht des verfügbaren Quellenmaterials“ genannt (S. 14), was aber für die Leser:innen nicht immer nachvollziehbar ist.

Den Abschluss des 334 Seiten starken Bandes bilden elf umfangreiche Konkordanztabellen und Register, darunter ein überaus aufschlussreiches Verzeichnis von Händlern und Vermittlern. Besonders hervorzuheben sind zudem die für die Provenienzforschung ungemein wichtigen Verzeichnisse, die alle aktuell bekannten Aufbewahrungsorte bzw. Signaturen von damals verkauften Handschriften sowie Inkunabeln und Frühdrucken auflisten. Hier wird nicht nur auf einen Blick deutlich, wie viele bedeutende Kulturgüter damals aus ihrem Kontext gerissen wurden, sondern auch, wie weit verstreut sie heute sind. Wünschenswert wäre, dass diese Tabellen – wie bereits zum Teil geschehen – gänzlich Eingang in eine Datenbank finden, sodass sie jederzeit mit neuen Erkenntnissen angereichert werden können. Schließlich besteht nicht nur die Hoffnung, dass noch weitere ehemals aus österreichischen Klöstern stammende Handschriften aufgefunden werden, sondern vor allem auch, dass eine Aufarbeitung der Veräußerungen während der Zwischenkriegszeit in absehbarer Zeit auch für andere in diesem Buch bzw. in Einzelstudien (wie für das Zisterzienserstift Heiligenkreuz und das Benediktinerstift Seitenstetten) noch nicht berücksichtigte Klöster erfolgt. Eine Hoffnung, die auch die Herausgeber:innen des Bandes in der Einleitung deutlich formulieren. Ebenso wünschenswert wäre eine intensivere Auseinandersetzung für die hier nur cursorisch abgehandelten Stifte und Klöster.

RICHARD SCHOBER, Der österreichische „Ständestaat“ und die europäischen Mächte. Von der Machtübernahme Hitlers zum Juliabkommen (1933–1936), Böhlau Verlag, Wien / Köln 2021. ISBN 9783205211310, 761 S.

Die Diplomatiegeschichte gehört nicht zu den neuesten Sparten historischer Forschung. Bereits vom Historismus als bevorzugtes Forschungsfeld auserkoren, geriet sie ab Mitte des 20. Jahrhunderts infolge der breiten aufeinanderfolgenden Hinwendungen zu sozial-, kultur- und globalgeschichtlichen Ansätzen zunehmend unter Druck. Die Kritik hat sich im Laufe der vergangenen Jahrzehnte dementsprechend entlang perspektivübergreifender Topoi herauskristallisiert: Diplomatiegeschichten würden historischen Wandel auf eine kleinteilige Aneinanderreihung von Einzelmomenten reduzieren und blieben damit einem kurzfristigen, auf Ereignisse bezogenen Geschichtsblick verhaftet; sie würden Handlungen auf staatlich normierte und institutionell legitimierte Akteure der ersten Reihe und ihre meist im behördlichen Rahmen erfolgten Quellenproduktion reduzieren; sie gingen von einem holistischen Verständnis nationalstaatlicher Formationen als feste Einheiten aus; sie würden ein Primat bzw. eine Autonomie der Außenpolitik postulieren und letztere somit von Herrschafts- und machtpolitischen Faktoren im Inneren entkoppeln; und schließlich seien sie durch ein Theoriedefizit und einen positivistischen Umgang mit der quellenkritischen Analyse geprägt.

Mit dieser erheblichen methodischen Skepsis konfrontiert, greifen jüngere Studien im Bereich der Geschichte internationaler Beziehungen bzw. der internationalen Geschichte auf durchaus innovative, perspektiverweiternde Ansätze zurück. Die *New Diplomatic History* befasst sich etwa mit zwischenstaatlicher Interaktion als Austragungsort sozialer Aushandlungsprozesse und zielt somit auf eine engere Rückkopplung diplomatischer Amtshandlungen an soziokulturelle Elemente ab. Davon abgesehen hat sich die Betrachtung grenzübergreifender Wechselwirkungen schließlich auch zunehmend von nationalstaatlich sanktionierten Handlungsräumen emanzipiert. So setzen etwa transnationale Geschichten auf die Erforschung informeller Interaktionsräume bzw. der Wechselwirkungen zwischen Räumen, die nicht länger als nationalstaatliche Hoheitsgebiete, sondern vielmehr als kulturelle oder soziale Gebilde verstanden werden.

In dieser breitgefächerten und von kontroversen methodischen Spannungen durchströmten Forschungslandschaft versteht sich Richard Schobers Studie als die erste Hälfte „eines zweibändigen Werks zur Mitteleuropäischen Diplomatiegeschichte [...], in dessen Mittelpunkt die ‚Österreichfrage‘ im Zeitraum von 1933 bis 1938 steht“ (S. 11). Vor dem Hintergrund der oben skizzierten zeitgenössischen Fachdebatten zeugen dieses Selbstverständnis und seine analytische Operationalisierung im Werk von einer gewissen methodischen Eigensinnigkeit. Dabei geht es wohlgerne um viel mehr als nur um eine reine Selbst- oder Fremdzuschreibung zu diesem oder jenem Ansatz, nämlich um den analytischen Mehrwert der vertretenen Deutungsperspektive. Der Rückgriff auf das klassische diplomatiegeschichtliche Instrumentarium kommt um die Konfrontation mit den bis dato geführten Diskussionen nicht herum. Die oben genannten Fragen schweben ganz im Gegenteil wie ein Damoklesschwert über einem jeden sich so verstehenden Werk und verlangen nach einer klaren Antwort. Insofern ist das Selbstverständnis der Studie vielleicht nicht als modisch, dafür aber sicherlich als beherzt zu bezeichnen, ruft es doch eine offene, reflektierte Auseinandersetzung mit längst etablierten und nach wie vor validen Kritikpunkten hervor.

Umso enttäuschter wird jedoch eine fachbewusste Leser:innenschaft angesichts der Tatsache sein, dass die knappen einführenden Seiten keinerlei reflexiven Bezug auf methodische, historiografische oder erkenntnistheoretische Fragen nehmen. Als einzigen Leitfaden für die darauffolgende Abhandlung spricht das Vorwort das analysierte Quellenkorpus an, das eine „multiperspektivische Analyse aus der Sicht der einzelnen Staatskanzleien“ (S. 9) ermöglichen soll. Damit wird zwar die Absicht der Studie präsentiert, die *Österreichfrage* bzw. die außenpolitische Betätigung des austrofaschistischen (in Schobers Duktus: „autoritären“) Dollfuß/Schuschnigg-Regimes im breiteren Gefüge europäischer Machtpolitik zu rekonstruieren. Hinsichtlich möglicher weiterer erkenntnisleitender Dimensionen dieses Unterfangens (etwa Forschungsstand und historiografische Bezugfelder, theoretisch-methodischer Ansatz, Kernbegrifflichkeit, Fragestellung, Hauptthese usw.) bleibt die Leser:innenschaft jedoch auf ihr eigenes Reflexionsvermögen angewiesen.

Das Dreieck der österreichisch-deutsch-italienischen Beziehungen bildet den empirischen Kern des Werks, das wiederum auch die Perspektiven der britischen, französischen und ungarischen Staatsapparate sowie der Kanzleien der Kleinen Entente einbezieht, wobei diese eher im geringeren Umfang in Form ihrer Reaktionen Berücksichtigung finden. In beiden Teilen der Studie, die sich bis zum Wendepunkt des Juliabkommens 1936 streckt, folgt Schober einer *grosso modo* chronologisch informierten, aber durch sachthematische Vertiefungen ergänzten Gliederung.

Der erste Teil befasst sich mit den deutsch-österreichischen Beziehungen bis zum Juliputsch und der infolgedessen ausgetragenen Tätigkeit Franz von Papens als außerordentlicher Gesandter in Wien. Im Mittelpunkt stehen hier die deutsche Außenpolitik sowie die Agitations- und Destabilisierungsbemühungen der Hitlerbewegung in Österreich in ihrer gegenseitigen Verflechtung und anhand des gewaltbehafteten Konfliktverhältnisses zur polizeilichen und diplomatischen Selbsterhaltungsabwehr des *Ständestaats*. Vom außenpolitischen Österreichbild Hitlers vor dem Machtzugang 1933 ausgehend zeigen sich hier der abseits von Ausgleichsversuchen zunehmende Druck des NS-Regimes und die darauffolgende rapide Eskalation im Verhältnis zwischen den *Brüderationen* und den sie leitenden politischen Funktionsebenen bis zum Höhepunkt des Juliputsches.

Im zweiten, umfangreicheren Teil stehen hingegen insbesondere das durch Mussolinis Initiative geprägte Dreieck Italien-Österreich-Ungarn und sein in Österreich-Österreich-Ungarn ausgeprägtes Konkurrenzverhältnis zum NS-Regime im Mittelpunkt. Die Römischen Protokolle und das erste Treffen zwischen Mussolini und Hitler, jeweils im März und Mai 1934, bilden hier die Ausgangsmomente einer sich entlang dreier Schwerpunkte entfaltenden Rekonstruktion des italienischen Einflusses auf die österreichische Innenpolitik, der zunehmenden *Internationalisierung* der Österreichfrage und des allmählichen Scheiterns einer vom *Ständestaat* lange erstrebten langfristigen diplomatischen Festigung der eigenen geopolitischen Lage. Das Juliabkommen 1936 bildet vor dem Hintergrund der deutsch-italienischen Annäherung infolge des Äthiopienkriegs den Endpunkt der offenen austrofaschistischen Konfrontationshaltung zum NS-Regime und markiert somit den Fluchtpunkt der *nolens volens* gegenüber Deutschland eingeschlagenen Normalisierungspolitik.

Schobers Analyse bleibt konsequent nah an der Ebene der Kernereignisse geopolitischer Tragweite und nutzt diese als Zugangsmomente für weitreichende Vertiefungen in die zwischenstaatliche Beziehungsbildung und -entwicklung. Dabei

dienen Machthaberbegegnungen und -gespräche, internationale Verhandlungen sowie Haltungen und Reaktionen etlicher Staatskanzleien und Außenministerien als privilegierte historische Beobachtungsposten. Die Fülle an zusammengetragenen und sich im gesamten Verlauf der Abhandlung aneinanderreihenden Informationen zeugt mit ihrem Detailreichtum von einer umfangreichen empirischen Forschungsleistung. Die angestrebte gleichzeitige Berücksichtigung unterschiedlicher politischer Perspektiven und Handlungen mitsamt ihren häufig wandelnden, divergierenden und widersprüchlichen Zielsetzungen wird dadurch zweifellos erreicht. Darin liegt der auffälligste Mehrwert der Rekonstruktion. Dabei gerät jedoch durch die ungewöhnlich hohe Beschreibungsdichte die Balance zwischen Informationswiedergabe und Syntheseleistung bzw. analytischem Angebot zulasten der Letzteren häufig aus dem Gleichgewicht. Die Gesamtrekonstruktion hätte dementsprechend von einer engeren bzw. sortierenden Auswahl der zu übertragenden Fakten im Dienste eines schärferen und aussagekräftigeren Deutungsangebots profitiert.

Nichtsdestoweniger erscheint der empirische Ertrag der Abhandlung an jenen Stellen besonders ergiebig, an denen die Grenzen zwischen der international ausgehandelten Österreichfrage und den innenstaatlichen Entwicklungen verschwammen und die Verwicklung zwischen europäischer Außen- und österreichischer Innenpolitik evident wurde. Hierzu sei insbesondere auf die Abschnitte über die NS-Agitations- und Destabilisierungspolitik inkl. des Juliputsches, über die Unterdrückung der österreichischen NSDAP durch die austrofaschistischen Behörden, auf die sehr ausführlichen (Unter-)Kapitel über den italienischen Einfluss auf die Wiener Innenpolitik oder auch auf die Rekonstruktion der grenzübergreifenden Implikationen des Habsburgergesetzes, der neu eingeführten Wehrdienstpflicht und der Regierungskrise 1936 hingewiesen. Besonders an diesen Beispielen wird unübersehbar, wie sehr sich die internationale Austragung innenpolitischer Konflikte und die Verinnerlichung externer Einflüsse zwischen Österreich, Deutschland und Italien gegenseitig bedingten. Schobers Absicht einer Rekonstruktion der europaweiten Bedeutung der Österreichfrage gelingt hier besonders überzeugend.

Zugleich liegt genau an dieser Stelle ein unterbeleuchtetes Element der ansonsten sehr gründlichen Studie: Der Import externer Einflüsse nach Österreich findet kein analytisches Pendant in der Erforschung der Bedeutung Österreichs für die innenpolitischen Entwicklungen der titelgebenden *Großmächte*, was insbesondere angesichts des internationalen Forschungsstands auffällt. Jüngere Beiträge zu den Beziehungen der späteren *Achsenmächte* Italien und Deutschland konnten zum Beispiel aufzeigen, wie die polykratischen Aushandlungsprozesse und Konkurrenzen in den jeweiligen Diktaturen mit einer sich steigernden internationalen Selbstermächtigung von Funktionsträgern einhergingen. Die Frage, inwiefern etwa deutsche oder italienische Regimegrößen abseits der Außenministerien versuchten, ihren innenpolitischen Machtbereich durch eine internationale Profilierung bei der Beziehungsbildung zu Österreichs Vertretern zu vergrößern, lässt sich zwar zwischen den Zeilen erahnen, bleibt aber analytisch unausgeschöpft.

Eng mit dieser Frage verknüpft ist das in der Studie wiederkehrende Bild des Dollfuß/Schuschnigg-Regimes als rezeptives, aber dafür eher passives Ende äußerer Einflüsse der militärisch und außenpolitisch stärkeren Nachbarn. Die Einflussnahme Berlins und Roms ging weit über das Diplomatische hinaus und die austrofaschistische Diktatur musste, wie Schober zurecht anmerkt, aus Selbsterhaltungs- und

Stabilitätsgründen mit diesen äußerst restriktiven Bedingungen umgehen. Zugleich bleibt die Rolle austrofaschistischer Funktionsträger in der aktiven Mitgestaltung dieser Einflüsse – etwa im Sinne individueller Interessenpolitik – größtenteils unausgesprochen. Vielmehr gehen in der Analyse das Handlungsvermögen des Regimes und seiner Akteure sowie ihre bewusste Ausgestaltung einer Politik im eigenen Interesse eher verloren. Bei aller durch die Studie so überzeugend dargestellten europaweiten Bedeutung der Österreichfrage hätte die proaktive Rolle des *Ständestaats* – etwa außerhalb der italienischen Patronagepolitik oder der NS-Drohkulisse – mehr Aufmerksamkeit verdient.

Ungeachtet dieser Kritikpunkte ist der Studie als umfangreicher und detaillierter empirischer Beitrag ein wissenschaftlicher Mehrwert keineswegs abzuspochen. Das sich mit der Zwischenkriegszeit befassende Fachpublikum wird die darin angebotene feinsinnige Ereignisrekonstruktion als Kontextorientierung und Informationsquelle sicherlich im gebotenen Umfang rezipieren. Zugleich bleibt jedoch die Analyse ihrem Publikum eine systematische Interpretation und eine klare Kernthese schuldig. Die „Internationalisierung der Österreichfrage“ bleibt an dieser Stelle eher ein unausgeschöpftes und in der erheblichen Informationsdichte eher implizit bleibendes Deutungspotenzial. Unvorteilhaft erscheinen ebenso das Fehlen einer klaren Fragestellung jenseits des Rekonstruktionsangebots der Ereigniskette und der Mangel an einem entsprechenden Forschungsfeld über die Diplomatiegeschichte hinaus, in das sich die Studie selbst eingliedern könnte. Die vergleichende Diktaturforschung oder die sich in jüngerer Zeit zunehmend chronologisch erweiternden Weltkriegsstudien werden darin sicherlich interessante Einsichten finden – ohne sich jedoch direkt angesprochen zu sehen. Diese Ambivalenzen hätten durch eine breitere methodisch-historiografische Selbstverortung, eine engere, aber synthetisierende Auswahl der Fallstudien sowie eine offenere These aufgelöst werden können. Es bleibt zu hoffen, dass sie im zweiten Band eine angemessene Behandlung finden werden.

DANIELE TORO, Bielefeld

MICHAEL KASPER, **Das Montafon unterm Hakenkreuz** (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 33), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2023. ISBN 978-3-7030-6591-0, 476 S., zahlr. Abb.

Vergangenes Jahr erschien im Innsbrucker Universitätsverlag Wagner eine seitenstarke und quellengesättigte Regionalstudie zum Nationalsozialismus im Montafon. Als Autor verantwortlich zeichnet der Historiker Michael Kasper, ehemals langjähriger Leiter der Montafoner Museen und seit Anfang dieses Jahres Direktor des *vorarlberg museums* in Bregenz. Kasper ist ein versierter Kenner der Region und hat zu den verschiedensten Aspekten der westösterreichischen Regionalgeschichte, darunter mehrmals auch zur NS-Geschichte, geforscht und publiziert. Unter seiner Leitung führten die Montafoner Museen ein mehrjähriges Forschungs- und Oral-History-Projekt zur NS-Geschichte durch, dessen Teilergebnisse seit 2018 in mehreren Sonderausstellungen gezeigt wurden, zuletzt 2020/21 in einer Ausstellungsreihe zum *Montafon „unterm Hitler“*. Das vorläufige Endergebnis dieser langjährigen und vielseitigen Beschäftigung mit der Thematik bildet nun die vorliegende Monografie.

Da es sich um eine Regionalstudie handelt, einige Worte zum Untersuchungsgebiet: Das Montafon ist eine durch Fremdenverkehr und Literatur bekannt gewordene, hochalpin geprägte Talschaft im Süden Vorarlbergs. Es erstreckt sich über beinahe 40 km südlich von Bludenz in südöstlicher Richtung bis in die Silvretta und grenzt an Tirol und Graubünden. Da das Montafon in der jüngeren Vergangenheit keine politische Einheit darstellte (in der NS-Zeit war das Montafon Teil des Land- und Parteikreises Bludenz), sind die Grenzen zum benachbarten Walgau nicht streng feststellbar und infolgedessen ist die Zugehörigkeit einiger Gemeinden am Taleingang umstritten. Unumstritten ist, dass die in den 1920er Jahren zum Markt erhobene Gemeinde Schruns, lange Jahre Standort eines Bezirksgerichts, den kulturellen und wirtschaftlichen Hauptort der Talschaft darstellt(e). Zudem weist das Montafon eine schon früh kultivierte Lokalidentität auf, die sich unter anderem in der Berufung auf eine gemeinsame mittelalterliche Verwaltungsgeschichte (der sogenannte *Stand Montafon*) und einem seit Anfang des 20. Jahrhunderts existierenden Heimatschutzverein ausdrückt.

In der sehr kurz gefassten Einleitung zu seiner Regionalstudie weist Kasper zudem auf zwei Besonderheiten des Montafons hin, das dieses in der NS-Zeit von anderen, ansonsten strukturell ähnlichen (west-)österreichischen Talschaften unterschied: Zum einen nennt Kasper die alpine Grenzlage zur Schweiz und zum anderen die Bedeutung der Wasserkraft. Erstere brachte es mit sich, dass das Montafon mit seinen unbesiedelten Seitentälern ab 1938 zu einer wichtigen Fluchtroute für jüdische und politisch Verfolgte sowie zunehmend auch für Deserteure der Wehrmacht Richtung neutrale Schweiz wurde und zwar trotz der hochalpinen Lage der Passübergänge nach Graubünden. Begünstigt wurde diese Entwicklung allerdings durch die gute verkehrstechnische Erschließung über die Arlberg- bzw. Montafonerbahn und den Bahnhof Bludenz. Die zweite von Kasper konstatierte Besonderheit betraf die Energiewirtschaft, das heißt den ab 1938 stark forcierten Ausbau der Wasserkraft durch die Vorarlberger Illwerke. Dieser brachte es mit sich, dass das Tal zu einem Hotspot der NS-Zwangsarbeit in Westösterreich wurde.

Kasper beschränkt sich in seiner Studie keineswegs auf diese beiden Aspekte, sondern legt eine umfassende Darstellung der NS-Regionalgeschichte vor – von der Politik-, über die Wirtschafts- und Sozial-, bis hin zur Kulturgeschichte. Die Darstellung ist grundsätzlich chronologisch bzw. innerhalb dieser Chronologie thematisch gegliedert. Nach einleitenden Kapiteln zum Deutschnationalismus und frühen Antisemitismus, die insbesondere auch auf die Verbindungen dieser Phänomene mit dem aufstrebenden Fremdenverkehr eingehen, folgt ein kurzes Kapitel zum „Anschluss“ im März 1938 und daran anschließend eine knappe, aber erkenntnisreiche Untersuchung des Sozialprofils der führenden Parteifunktionäre im Montafon. Den inhaltlichen Kern des Buches bilden drei quellengesättigte Kapitel zu Widerstand und Verfolgung, Gesellschaftsgeschichte (samt Kulturpolitik) sowie zur Wirtschaftsgeschichte. Weitere kleinere Kapitel sind der Kriegszeit, dem Kriegsende sowie der anschließenden Besatzung und der Entnazifizierung gewidmet. Das letzte Kapitel ist ein kurzer Abriss zur gegenwärtigen Erinnerungskultur, der in Hinblick auf die Entstehungsgeschichte des Buches durchaus stimmig ist. Das abschließende Fazit ist mit einer Dreiviertel-seite leider noch knapper gefasst als die Einleitung. Hier wäre eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse, die auf die Besonderheiten – aber auch Ähnlichkeiten – des Montafons im Vergleich mit anderen Regionen eingeht, ein Gewinn gewesen.

Das Buch ist hochwertig gestaltet mit festem Einband und zahlreichen, vielfach farbigen Abbildungen auf Hochglanzpapier. In erster Linie richtet sich Kaspers Werk wohl an eine mit dem Montafon bereits vertraute Leser:innenschaft. Mit einem umfassenden wissenschaftlichen Apparat samt Index sowie zahlreichen Tabellen und Organigrammen (etwa der lokalen Parteiführungen) erfüllt es gleichsam auch die Ansprüche des Fachpublikums. Für dieses lohnt sich die Lektüre besonders, da es sich für Westösterreich um eine Pionierarbeit handelt. Bis dato existieren nämlich, abgesehen von wenigen Arbeiten zu städtischen Zentren, keine vergleichbaren Werke zu einzelnen Subregionen des ehemaligen Gaues Tirol-Vorarlberg.

NIKOLAUS HAGEN, Innsbruck

CARRY VAN BRUGGEN, **Tirol. Reiseimpressionen**, Books on Demand, Norderstedt 2022. ISBN 978-3-7568-4069-4, 108 S.

Reiseberichte stellen schon seit Jahrhunderten einen wesentlichen Bestandteil kultureller Auseinandersetzung mit der Welt dar. Seit der Tourismus als gesellschaftliche Massenbewegung im ausgehenden 19. Jahrhundert seinen Aufschwung genommen hat und damit auch insbesondere in zuvor strukturschwachen Regionen zu einem ökonomisch relevanten Faktor geworden ist, sind sie ein unverzichtbarer Bestandteil dieses Phänomens. Die Funktion, die ein Reisebericht erfüllen muss, erschließt sich zunächst unmittelbar aus dessen Bezeichnung – er liefert, pragmatisch verstanden, in erster Linie einen Bericht über eine bestimmte Reise. Dass die Textsorte daneben aber auch in einem weiteren Sinne gelesen werden kann und damit, abhängig von ihrer inhaltlichen und formalen Ausgestaltung, durchaus auch ins Fahrwasser literarischer Kunstproduktion kommt, ist nicht unbedingt sofort ersichtlich.

Bei dem unscheinbaren, etwas mehr als 100 Seiten schmalen Bändchen mit dem unpräzisen Titel *Tirol. Reiseimpressionen* handelt es sich um eine Mischform beider Lesarten mit deutlichem Überhang zu zweiterer, das heißt um einen auf der Beschreibung tatsächlich existenter Sehenswürdigkeiten fußenden, aber mit distinkten Stilmitteln versehenen literarisierten Reisebericht, dessen Sinnzuschreibungen viel tiefer gehen, als es die Textsorte üblicherweise vorgibt. Das Buch erschien erstmals 1926 in Amsterdam bei Querido in niederländischer Sprache; die vorliegende deutsche Ausgabe wurde von Matthias Adler-Drews übersetzt und herausgegeben. Das Nachwort des Herausgebers gibt in Grundzügen Auskunft über die Biografie der Verfasserin, die in den 1910er und 1920er Jahren einige literarische Veröffentlichungen vorzuweisen hatte, ab 1928 an einer klinischen Depression litt und 1932 nach der Einnahme einer Überdosis Schlaftabletten verstarb.

Der Reisebericht hat einen konkreten Hintergrund: Carry van Bruggen reiste im August 1925 mit ihrem 17-jährigen Sohn Kees nach Innsbruck, während ihre Tochter Mop bei einer Freundin in Bayern auf Schloss Elmau, dem Institut des *praktischen Philosophen* Johannes Müller, verblieb. Van Bruggen hielt sich einige Tage in Innsbruck und Igls auf, wo sie in der Pension *Altwirt* logierte. Von hier aus erkundete sie die umgebende Natur und die Bergwelt, machte Begegnungen mit verschiedensten Menschen und erlebte das Lokalkolorit mit seinen Brauchtumsveranstaltungen, Musik und Kulinarik.

Die Autorin betitelt ihren Text, der im Anschluss an ihre Tirol-Reise entstanden ist, als Reiseimpressionen und bereits in dieser Benennung kristallisiert sich die subjektive Färbung heraus, die mit den gebotenen Beschreibungen und Darstellungen mitschwingt. In dem Maße, in dem die Erzählhandlung fortschreitet, wird deutlich, dass es sich nur *pro forma* um einen Reisebericht handelt, der auf die Schilderung von Sehenswürdigkeiten, Touren und lokalen Besonderheiten fokussiert. Diese kommen zwar vor, so wird von Besichtigungen des Riesenrundgemäldes, der Hungerburg oder von Wanderungen nach Heiligwasser und Fahrten nach Fulpmes gesprochen. Der Autorin ist es allerdings weniger um Vollständigkeit und Realismus zu tun, viel eher montiert sie singuläre Eindrücke, Sequenzen und Bilder ihrer Tirol-Reise, die jeweils in eigenen, kurzen Kapiteln ausgebreitet werden. Verbunden sind diese Einzelimpressionen auf inhaltlicher Ebene durch eine an realweltliche Gegebenheiten zurückgebundene topografische Klammer, da sich der Großteil der Geschichten auf den Großraum um Innsbruck konzentriert, unterbrochen von einzelnen Ausflügen, etwa nach Fulpmes oder, das tirolische Gebiet kurz verlassend, zu Schloss Elmau in Bayern. Die in jedem Kapitel erneut aktivierten Aspekte des Entdeckens, des Wunsches nach Sehenswürdigkeiten (im Sinne von: Dinge, die es wert sind, gesehen zu werden – hierbei kann es sich durchaus um etwas Ephemeres wie den Föhn handeln), nach dem Besonderen im Allgemeinen sowie der Reflexion bilden den roten Faden, ergänzt durch schlaglichtartig gezeichnete Rückblenden, die eine Ahnung von der schwierigen Biografie der Autorin heraufdämmern lassen.

Dass van Bruggens *Impressionen* trotz der scheinbaren Disparatheit, die anhand von Kapitelüberschriften wie *Musik*, *Matratzenlager* oder *Hoher Besuch* im Raum zu stehen scheint, durchaus einem inneren Kompositionsprinzip unterworfen sind, illustrieren beispielhaft die Kapitel *Goethe-Stube* und *Hakenkreuzler*, die unmittelbar aufeinander folgen und als Schlüssepisoden für den gesamten Reisebericht interpretiert werden können. Spätestens hier verdichten sich erstgenannte Dimensionen des Textes mit deutlichen Verweisen auf die gesellschaftlichen und politischen Zustände im Tirol der Zwischenkriegszeit zu einer relativ schonungslosen Zeitdiagnose einer scharfsinnigen Beobachterin von außen, in deren Urteil weder Einheimische noch Tourist:innen gut wegkommen.

Die Goethe-Stube im nicht namentlich erwähnten Hotel *Goldener Adler* stellt nach allgemeiner Auffassung einen Pflichtbesuch dar, was die Erzählerin zur Frage nach dem Grund dafür veranlasst: „Ist es die Liebe zum allergrößten deutschen Klassiker, die sie [= die Tourist:innen] in die Goestube treibt, oder erreichte sie in Dessau oder Düsseldorf die Kunde, dass man dort das Wiener Schnitzel so saftig und heiß und knusprig ausgebacken bekommt?“ (S. 41) Van Bruggen gelingt es, durch solche Verschränkungen die Problematik aufzuzeigen, die derartigen Orten anhaftet. Die „Goethe-Gedenkstätte im Hosentaschenformat“ funktioniert als Katalysator, um eine im Land vorherrschende, unreflektiert-verkitschte, mit dem Tourismus versponnene Instrumentalisierung von Kunst und Künstlertum zu enttarnen.

Auf eine andere Art Verfallserscheinung wird im Folgekapitel Bezug genommen: In *Hakenkreuzler* schildert die Erzählerin ihre Begegnung mit einem Spaziergänger, der ein silbernes Hakenkreuz im Knopfloch trägt, und erneut dient dieser kleine Impuls dafür, breitere Reflexionen anzustoßen. Sie stellt fest: „Ja, es gibt hier viel Schönes und Gutes und Liebes, aber es gibt auch ‚something rotten‘. Tirol fühlt sehr stark antijüdisch und kann es nicht zeigen, denn zum guten Teil lebt es von

den Juden.“ (S. 45) Für van Bruggen ist klar, dass die Seuche des Antisemitismus auf Houston Stewart Chamberlains Einfluss zurückzuführen ist: „In einem Land, in dem alles für gut galt, was nur Wissenschaft war, hat er diese Dinge ‚bewiesen‘ und so den niedersten Instinkten von Herrschsucht und Hass zu einer moralischen Gerechtigkeit verholfen.“ (S. 45) Diese Erklärung erscheint aus heutiger Sicht recht eindimensional, zumal sie das vielfältige Geflecht von sozialen, ökonomischen und nicht zuletzt religiösen Faktoren, die die Ausbreitung des Antisemitismus im Zeithorizont der Entstehung des Reiseberichts befördert haben, nicht mitbedenkt. Letztlich will (und muss) dies der Text aber auch gar nicht leisten, da bereits der pointierte Hinweis auf einen der geistigen Wegbereiter jenes Denkens, das später in die Katastrophe des Weltkrieges und des Völkermordes mündete, ausreicht, um sich die Gravität des Beschriebenen vor Augen zu führen.

Man erkennt: Die Autorin war eine gebildete und reflektierte Frau, was sich auch in der Erzählerfigur (denn um eine solche handelt es sich, trotz aller biografischer Grundierung) ihres Textes niederschlägt; diese beherrscht Französisch, ist geschichtlich und philosophisch bewandert und weiß über kulturgeschichtliche und politische Zusammenhänge Bescheid. Darin liegt die Stärke dieses Reiseberichtes, und darüber hinaus versteht es die Erzählerin, vor allem aufgrund ihrer scharfen Beobachtungsgabe und ihres Hanges zur Selbstironie auch die eigene Position zu hinterfragen.

Wie so oft bei ähnlich gelagerten Unternehmungen stellt im Falle fremdsprachiger Ausgangstexte die Übersetzung einen Pferdefuß dar. So auch hier, denn diese ist in einer Weise ausgeführt, die – kulant formuliert – passagenweise ans Abenteuerliche grenzt. Dass die Herstellung von Übersetzungen alles andere als einen trivialen Vorgang darstellt und bei der Abwägung zwischen Authentizität und Abstraktion grundsätzlich mit Bedacht vorgegangen werden muss, ist durchaus evident. Was aber, wenn der Umstand eintritt, dass sich der übertragene Text stellenweise fast schon unangenehm nahe am Ausgangstext bewegt (sowohl was die Position der Wörter im Satz, als auch was die Wortbedeutung betrifft), und sich aus diesem Grund bei den Leser:innen das latente Gefühl einzuschleichen beginnt, dass hier wortwörtlich, möglicherweise unter Zuhilfenahme eines Übersetzungsprogrammes, gearbeitet wurde? Im Mindesten beginnt unter einer solchen Textgestalt das Textverständnis zu leiden.

Es geschieht leicht, dass sich gehäuft sprachliche Holprigkeiten einschleichen, die den Text- und Lesefluss empfindlich stören. Zur Illustration dieses Problems mögen einige wenige Beispiele genügen. Im Kapitel *Musik* heißt es: „Es schilpt ein Vogel, der war soeben nicht da“ (S. 15) – die Leser:in springt irritiert zurück, und tatsächlich – im Text steht *soeben*, nicht etwa *zuvor*, was dem Aussagegehalt der Sequenz viel eher entsprechen würde. Im Kapitel *Frau Lona* liest man: „Nimmer habe ich gewusst, dass eine solche Vielfalt bei Nadelhölzern bestand – meine Einfältigkeit begnügte sich mit Tanne und Fichte – nimmer habe ich gewusst, dass diese Bäume so schön sein könnten“ (S. 48). Diese Passage beginnt im Niederländischen mit „nooit heb ik geweten dat“, was mit „Ich hatte keine Vorstellung, dass“ oder mit „Ich hätte nie gedacht, dass“ übersetzt werden sollte, damit in der Übertragung ins Deutsche sowohl der Sinn der Aussage als auch der sprachliche Fluss gewahrt bleiben.

Daneben stellt sich die Frage, weshalb die spezifische Schreibung von topografischen Orientierungspunkten, die bei van Bruggen noch dem tatsächlichen Wortlaut entspricht, plötzlich – und unkommentiert – verändert wurde. Insbesondere sticht dies bei Bezügen zu Igls ins Auge. So wird der im niederländischen Original kor-

rekt dem lokalen Idiom folgend apostrophierte „Iglserhof“ in der Übersetzung zum „Iglserhof“ (S. 51), ebenso ergeht es den „Iglser Schützen“ (S. 54) und den „Iglser Touristen“ (S. 75). Die „Slag bij Bergisel“ wird einmal wortwörtlich mit „Schlacht bei Bergisel“ (S. 16), einmal mit „Schlacht am Bergisel“ (S. 19) übersetzt. Der Grund dafür bleibt ein Rätsel.

Hinzu kommt, dass die vorliegende Übersetzung einen anderen, ebenso wesentlichen Aspekt des Originals nur schwer wiedergeben kann: Der niederländische Text lebt insbesondere auch von der Melodie der Sprache, die van Bruggen gezielt als Stilmittel einsetzt, sowie von diversen poetischen Verfahren, die zur Anwendung kommen, als deren Resultat ein Sprachstil steht, der an manchen Stellen einen stark lyrischen Einschlag erhält. Die Übersetzung versucht diese Besonderheiten zwar zu berücksichtigen, kann die Hürde, insbesondere aufgrund zuvor beschriebener Probleme, aber oft nicht nehmen, wodurch der Text verflacht und auf den (unter Umständen mit schräger Bedeutung versehenen) Inhalt verkürzt wird. Dadurch geht viel von der spezifischen Eigenheit des Originals, zwischen persönlichem Erfahrungsbericht und literarischer Wortmalerei zu oszillieren, verloren.

Die Reiseimpressionen Carry van Bruggens machen explizit, welch starkes Sensorium die Autorin dafür hatte, die Unheilszeichen der Zeit zu erkennen und zu benennen, und wie explizit die Autorin auf jene Schatten verwiesen hat, die der aufdämmernde Nationalsozialismus schon Mitte der 1920er Jahre sogar (oder ausgerechnet?) auf die tirolische Postkartenidylle geworfen hat. Es ist ein interessantes und trotz der mitunter düsteren Passagen kurzweiliges Buch. Mit einer professionell lektorierten, überarbeiteten Übersetzung käme das Potenzial dieser nur scheinbar naiven, tatsächlich aber durchaus pointierten und nicht mit (Selbst-)Kritik geizenden Blicke von außen auf Tirol und seine gesellschaftlichen und politischen Eigenheiten der Zwischenkriegszeit noch besser zur Geltung.

MARKUS ENDER, Innsbruck

Religion in den Bergen. Sakrale Orte, Heiligtümer, Performanz, Mythos und Alltagsleben, hg. von MICHAEL KASPER / ROBERT ROLLINGER / ANDREAS RUDIGIER / JOSEF WIESEHÖFER (Montafoner Gipfeltreffen 5 / Schriften Vorarlberg-Museum 73), Böhlau Verlag, Wien 2023. ISBN: 978-3-205-21838-8, 713 S., Ill., Kt.

Einer akademischen Mount-Everest-Besteigung gleicht die Lektüre des Konferenzsammelbandes des fünften Montafoner Gipfeltreffens, das im Oktober 2021 in Schruns stattgefunden hat. Die Herausgeber des Bandes *Religion in den Bergen*, Michael Kasper, Robert Rollinger, Andreas Rudigier und Josef Wiesehöfer gliedern die 32 Beiträge in fünf Sektionen, die sich dem großen Thema über die Perspektiven der Lokalität, der Transzendenz, der Performanz, des Mythos und schließlich des Lebens nähern. Diese Einteilung ist sehr gelungen, gleicht sie doch selbst dem Aufstieg vom konkreten Ort selbst hinaus zu Glaubensvorstellungen und hinweg über Brücken von Mythen und Narrativen, um schließlich im konkreten Leben in den Bergen wieder *auf den Boden* zu kommen. Dabei fällt nach einem Blick ins Autor:innenverzeichnis auf, dass sich viele Historiker:innen und Ethnolog:innen unter den Autor:innen finden, aber im Vergleich wenige Theolog:innen und Religionswissenschaftler:innen,

auch nicht im Kreis der Herausgeber. Aber gerade für religionsbezogene Wissenschaften wurde hier eine wahre Fundgrube geschaffen. In *Sektion 1: Heilige Berge und sakrale Orte* liegt in den ersten Beiträgen der Schwerpunkt auf historischen und religionsgeschichtlich wichtigen Bergorten. Abschließend folgen dann drei Beiträge mit stärker gegenwartsbezogenen Themen. JULIAN DEGEN beginnt mit *Religion im Schatten des Olympos. Das argeadische Makedonien im kulturellen Spannungsfeld zwischen Griechenland und dem Alten Orient* (S. 31), ebenfalls zum Olymp, ACHIM LICHTENBERGER *Mount Olympus. Archaeology of a Divine Mountain* (S. 51). Eine sakrale Topografie erstellt HERBERT NIEHR in *Hazzi – Şapınu – Kasion. Einblicke in die Kultgeschichte des Heiligen Berges Nordsyriens* (S. 71); ebenso religionshistorisch bedeutsam ist der Blick von SIMONE PAGANINI in *Einmal heilig, immer heilig. Warum Berge heilig werden und heilig bleiben: Das Beispiel des Berges Zion in Jerusalem* (S. 97). Aus der Forschungsperspektive mehr mit Bezug zur Gegenwart beschreibt FRIEDRICH PÖHL *Die mythisch-religiöse Relevanz der Black Hills für das kulturelle Bewusstsein der Lakota Sioux* (S. 111), nach dem Zion-Berg eine Art religionswissenschaftlicher Kontrapunkt. Drei weitere Konkretisierungen schließen die Sektion ab: KAI RUFLING, *Juppiter Poeninus. Die Göttliche Hilfe und die Nutzung des Großen St. Bernhards in der römischen Kaiserzeit* (S. 137); OLIVER JENS SCHMITT, *Heilige Berge auf dem Balkan* (S. 157) sowie ORELL WITTHUHN, *Bemerkungen zur religiösen Bedeutung von Bergen im alten Ägypten. Von den Steinbrüchen am Nil zum Amun vom Gebel Barkal* (S. 171).

Mit Sektion zwei richtet sich nun der Blick auf religiöse Vorstellungen von Göttern und ihre Verehrung am Berg: *Berggötter und Höhenheiligtümer*. THOMAS DAUTH, ERICH KISTLER, GERHARD FORSTENPOINTNER und URSULA THANHEI beschreiben das ‚Einheimisch‘-Werden auf dem Monte Iato (West Sizilien). *Die frühe Phase des Heiligtums beim ‚Aphrodite-Tempel‘ (575/50 – 46/50 v. Chr.)* (S. 193). Ebenfalls im hellenistischen Bereich bewegt sich PETER FUNKES Beitrag *Die Zukunft in den Bergen erfragen. Die griechischen Orakelstätten im ‚felsigen‘ Delphi, und im ‚winterlich rauhen‘ Dodona* (S. 223). Den spannenden Übergang von Bergheiligtümern und Höhlenorten bei Religionswechseln zeigt JOHANNES HAHN auf in *Die Christianisierung von Höhenheiligtümern im spätantiken römischen Orient* (S. 239). CHRISTOPH MICHEL'S *Von Pontos nach Kommagene. Dynastische Bergheiligtümer und iranisches Erbe* schildert ebenfalls Transformationsvorgänge (S. 275). Die spannende Geschichte der Gottheit Adonis über Kulturen hinweg zeigen Krzysztof Nawotka und Piotr GŁOGOWSKI am Beispiel *Women of Byblos, Adonis and Mount Lebanon* (S. 293) auf. Die Sektion wird mit einem konkreten historischen Blick als Tiefbohrung beschlossen: MIRJO SALVINI, *Berge und Götter in Urartu (9.–7. Jahrhundert v. Chr.)* (S. 309).

Sehr spannend in vielerlei Hinsicht mit Blick auf das religiöse Leben am Berg ist Sektion drei: *Berge und religiöse Performanz*. BERT G. FRAGNER, ROBERT ROLLINGER und FLORIAN SCHWARZ beginnen mit ihrem Bericht *Von bösen Ketzern in Bergen und Schluchten. Die Polemik eines mittelalterlichen islamischen Staatsmannes gegen Häretiker* (S. 337). Daran schließt sich der im Band überfällige Blick nach Ostasien an mit TILMAN FRASCH, *Dbammappabata. Der Berg in der Geschichte des Theravada-Buddhismus* (S. 349). Da gerade auch im Mahayana-Buddhismus und in Tibet buddhistische Bergwelten wichtig sind, fällt das Fehlen solcher Artikel an dieser Stelle auf. Spannend wäre auch der Blick auf die Prayer-Mountains in Südkorea gewesen, wo Pfingstchristentum und schamanistische Praxisstrukturen eine spannende Synthese eingehen. Besonders wichtig, da die nahe alpine Bergwelt und die Sorgen ihrer Bewohner:innen

aufgreifend, ist EDITH HESSENBERGERS Beitrag *Von ganz alltäglichen Wundern. Alpine Mirakelbücher im 18. Jahrhundert am Beispiel des Montafons und des Ötztals* (S. 365).

Sehr fachspezifisch ist PAULINA KACZMARCZYKS Beitrag *Seleukos' sacrifices on the mountaintops of Northern Syria. Understanding the foundation rituals of Tetrapolis and their context in John Malalas' work* (S. 387). Ebenso einen detaillierten Blick bietet HILMAR KLINKOTT in *Anäbita in Artaxerxes und der achaimenidische Gipfelkult. Überlegungen zu einer Kultreform des Artaxerxes II.* (S. 409). Für das Verständnis moderner Bergpilgerschaften und der Eroberung der Berge im Mix zwischen Tourismus und Religion ist der Beitrag von JON MATHIEU *Nineteen Summit Crosses for Christ the Redeemer. Italian Catholicism on the Way to the Mountains (around 1900)* relevant (S. 437). Den Bogen zurück in frühzeitliche Opferrituale am Berg auf ausgesetzten Stellen bietet HUBERT STEINER in *Brandopferplätze im Hochgebirge des Südtiroler Raumes* (S. 449). Hier fällt die theoretische Fundierung auf Colpe (1970) auf, es hätten sich neuere Methodenansätze sicher angeboten, auch weil die religionswissenschaftliche Perspektive sich hier stark gewandelt hat.

Ein inhaltlich und geografisch weiteres Feld mit durchaus vergleichbaren Analysen bietet sich in Sektion vier: *Gebirge und Mythos*. Die Leser:innen hätten hier gerne inhaltliche Konvergenzen, die ja unter anderem in den Debatten der Tagung zur Sprache gekommen sind, deutlicher als in der Einleitung möglich, herausgearbeitet gesehen. Die Sektion beginnt mit der Analyse *Arash the Archer and Mountains as Limits of the Sasanian Empire in the Inscription of Shapur I at Naqš-e Rostam* von TOURAJ DARYAEE (S. 479). SEBASTIAN FINK, *Die Heiligwerdung des Lugalbanda in den Bergen* (S. 493) richtet den Blick auf eine Zwischengestalt zwischen Gott und Mensch. Daran schließt sich ein verbindender Beitrag von NINA MAZHJOO, *From the Platonic Cosmos to the Mountains of Persia* (S. 509) an. Er ist besonders spannend, da er weit über einen allein auf Koran-Quellen basierenden Islam hinausgeht und gerade auch Lokales aufgreift. Zeigend ist der Artikel von STEPHAN PROCHÁZKA *Berge in der islamischen Kosmologie. Mit einem Ausblick auf „heilige Berge“ im islamischen Volksglauben* (S. 521), mit dem die Sektion abschließt.

Jüngere Geschichte und Zeitgeschichte bilden den zeitlichen Rahmen der Beiträge, die auf das Geschehen von und an Menschen und Bergen blicken, die aufeinander verwiesen sind, wie dies vielfach in der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour dargestellt wird, und den Band abrunden: Sektion fünf: *Religion und Leben im Gebirge*. Sie umfasst konkrete Beiträge zu Personen, wie FLORIAN HITZ, *Ein Vorarlberger Priester als Reformator im Prättigau* (S. 545), oder konkreten Lokalgemeinschaften und den Menschen, die sie tragen, wie SONJA JOHN, TIGIST GIRMA WAKENIE, RAHWA YOUSSEF und ADERA GETANEH ADERA es in ihrem Beitrag *The Ethiopian Orthodox Tewahedo Church as Caretaker. Gondar's Debre Tsehai Qusquam Qidist Maryam Church and the Book of Enoch* (S. 563) schildern. Einen juristischen Blick auf die Schicksale protestantischer Bauern bietet HARALD KOFLER in *Das Täuferium im Landgericht Sterzing* (S. 585).

Ein Kontrast hierzu bringt der im Anschluss stehende Beitrag von DORIS KURELLA *Schamanismus bei den Mapuche*, dem größten der pueblos originarios Chiles (S. 603). Wieder zurück in die Alpen springt dann ALOIS NIEDERSTÄTTER in seinem Artikel *Die kirchliche Erschließung der Gebirge im südlichen Vorarlberg und in den ‚Walser‘-Gebieten* (S. 623). Besonders spannend, auch hinsichtlich der Migrations- und Fluchtdebatten hierzulande, bietet MARIA SIX-HOHENBALKEN einen religiösen Hintergrund an in

Religiöse Vielfalt in Gebirgsregionen. Performanzen und Transformationen in kurdischen und yezidischen Gesellschaften (S. 643). Der Berg als Fluchtort wird hier thematisiert. Den Abschluss der Sektion bildet MANFRED TSCHAIKNER, *Der Exorzist Johann Josef Gassner und die Gerichtsverfahren gegen die vermeintlich letzten Hexen Anna Maria Schwägelin in Kempten (1775) sowie Anna Göldin in Glarus (1782)* (S. 669).

Der umfassende und im wahrsten Sinne des Wortes sehr gewichtige Band bereitet in vielen Themengebieten durch Tiefenbohrungen und Überblicksartikel den Boden. Diese wechseln sich aber ab, sodass Hinweise auf den unterschiedlichen Charakter der Darstellung oder auch ein größerer Überblick in das interdisziplinäre Thema zu Beginn hilfreich gewesen wären.

Schade ist, dass die neuen spirituellen Bewegungen, die das Klettern und Bergsteigen als religiöse Performanz begreifen, wenig Erwähnung finden. Auch die Organisationen der Bergsteiger:innen, die mit ihren Bezügen in Europa auch nationalsozialistisches Gedankengut aufarbeiten und gleichzeitig heute an vielen Orten für die Ökobewegung am Berg stehen und damit moderne spirituelle Themen bezeichnen, fehlen. Der Alpenschamanismus, der sich in den letzten Jahrzehnten gebildet hat und immer mehr Aufmerksamkeit erlangt, greift die Ur-Sehnsucht der Menschen auf, am Berg Kraft und Harmonie der Natur zu erfahren. Auch diese gegenwärtigen Trends hätte man sich in einer solchen Publikation erwähnt gewünscht. Dennoch bietet *Religion in den Bergen* der Leser:innenschaft ein wirklich breites und umfassendes Bild. Ein sorgfältig erstellter Apparat mit Anhang, einem Verzeichnis der Autorinnen und Autoren, das die fachliche Einordnung der Artikel erleichtert, sowie ein Register runden das Mammutwerk ab.

MARTIN RÖTTING, Salzburg

WERNER BÄTZING, **Das Landleben. Geschichte und Zukunft einer gefährdeten Lebensform**, C. H. Beck, München 2020. ISBN 978-3-406-748225-7, 302 S., 27 Abb., 3 Karten, 3 Tabellen.

Werner Bätzing, emeritierter Kulturgeograph und renommierter Erforscher des Alpenraums, stellt sich mit dem vorliegenden Essay die grundsätzliche Frage, ob das Landleben „unter den heutigen Rahmenbedingungen wirtschaftlich tragfähig, kulturell bereichernd, sozial vielfältig sein“ und dabei „eine qualitativ gute Versorgung und eine vielfältige und gesunde Umwelt bieten“ kann (S. 10). Um diese Frage beantworten zu können, sieht er einen epochal weit zurückreichenden und zunächst global perspektivierten Rückblick auf die Entwicklung seit der Entstehung der Landwirtschaft vor rund 12.000 Jahren, über Antike, Mittelalter und Neuzeit hinweg bis zur gegenwärtigen Situation, als erforderlich an. In Letzterer betrachtet er das Landleben als entwertet und formuliert daher abschließend Leitideen für dessen gezielte Aufwertung. Die Geografie sieht er als die Leitwissenschaft für die Auseinandersetzung mit dem Landleben an, denn sie sei die „einzige Wissenschaftsdisziplin, die systematisch die drei zentralen Bereiche des Landlebens, nämlich Umwelt, Wirtschaft und Gesellschaft in ihrem wechselseitigen Zusammenwirken“ analysiere (S. 23). Gleichwohl weiß Bätzing, ganz so wie dies auch von seinen Publikationen zum Alpenraum bereits bekannt ist, die analytische Kraft des historischen Rückblicks zu schätzen und gibt

sich offen für die Angebote weiterer Nachbardisziplinen. Was die räumliche Verortung von Analyse und Diskussion betrifft, zoomt die Darstellung von einem tendenziell globalen Blick auf die Vor- und Frühgeschichte über das Europa von Mittelalter, Früher Neuzeit und Industrialisierung hin zu den Gegebenheiten in der Bundesrepublik Deutschland. Alpine Regionen sind als Fallbeispiele weniger präsent als man dies von Bätzing erwarten könnte, der einleitend als Motive des eigenen Zugangs neben den Alpen auch die regionale Verortung seiner langjährigen akademischen Wirkungsstätte, der Universität Erlangen-Nürnberg in Franken, sowie das eigene Aufwachsen im ländlichen Nordhessen ausweist.

Das Landleben muss, so ist der Autor überzeugt, eines doppelten Blickes gewürdigt werden: eines Blickes auf die konkrete sozial-ökologisch, wirtschaftlich, politisch und kulturell bedingte Entwicklung des Landes einerseits und eines Blickes auf das Bild des Landes andererseits, mithin auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung durch ländliche und städtische Bevölkerung in ihrem durch die oben genannten Faktoren bedingten historischen Wandel. Die Kategorie der Wertung spielt dabei für Bätzing eine zentrale Rolle, dies sowohl hinsichtlich der Bewertung des Landes durch ländliche und urbane Bevölkerung als auch im Hinblick auf die historischen Entwicklungsphasen des Landlebens, denen er Prozesse der Aufwertung und Entwertung zuordnet. So habe zum Beispiel bereits das Entstehen von Städten in den frühen Hochkulturen zu einer Entwertung des Landlebens geführt, während es in einer Sonderentwicklung des europäischen Mittelalters zu einem vergleichsweise gleichberechtigten Koexistieren und Kooperieren städtischer und ländlicher Territorien, mithin zu einer Aufwertung des Landes, gekommen sei. Dieser in Kapitel vier des Buches entwickelte ausdifferenzierte Gedanke verdient sicher weitere Diskussion.

Das präzise durchstrukturierte Buch gliedert sich in acht Kapitel. Das erste, einleitende Kapitel skizziert Gegenstand, Fragestellung, Konzeption und Aufbau des Buches. Es stellt auch verschiedene Ansätze der Definition von Land/ländlichem Raum/Landleben vor. Hier gibt es neben demografischen Kriterien (Schwellenwerte der Einwohner:innenzahlen von Siedlungen oder der Bevölkerungsdichte) solche der ökonomischen Abgrenzung zu städtischen Agglomerationen (Arbeitsplatzdichte, Stellenwert der Landwirtschaft) oder die zentrale oder periphere Lage. Bätzing selbst hält die OECD-Definition für produktiv, in der der Faktor der Bevölkerungsdichte eine wichtige Rolle spielt (Schwellenwert: 150 Einwohner:innen/km²). Keiner der Definitionsansätze sei frei von normativen Setzungen. Auch für sein Buch formuliert Bätzing eine solche normative Grundannahme, nämlich die, „dass Stadt und Land zwei komplementäre Lebenswelten sind, die nur gemeinsam ein ‚gutes Leben‘ ermöglichen“ (S. 21).

In Kapitel zwei werden die fundamentalen Prozesse der Entstehung von Landwirtschaft – und damit Landleben – skizziert und der damit verbundene, an verschiedenen Stellen der Erde initiierte Weg in Agrarökosysteme und Kulturlandschaften erörtert. In Kapitel drei betreten die Städte als Gegenwelten und Akteurinnen prinzipieller Entwertung des Landes die historische Bühne. Kapitel vier setzt sich mit der Entwicklung im mittelalterlichen Europa auseinander, Kapitel fünf sondiert die Auswirkungen der fossilenergetisch basierten Industrialisierung auf das Land, dessen Wirtschaftsweise (Reagrarisierung) und Sozial-Ökologie. Im Zeichen der Industrialisierung und Urbanisierung steht auch die nicht zuletzt touristisch in Wert gesetzte Entdeckung von Landschaften durch städtische Bevölkerungen. Kapitel sechs zeich-

net die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als Periode der forcierten Modernisierung (Mechanisierung der Landwirtschaft) und Urbanisierung, während Kapitel sieben der postmodernen und im Globalisierungskontext erfolgten Neubewertung des Landlebens nachspürt, unter anderem mit Hinweis auf ländliche Spielformen der Gentrifizierung. Kapitel acht bilanziert den entwicklungsgeschichtlichen Längsschnitt und gelangt so zu der bereits erwähnten Formulierung von fünf Leitideen für die künftige Entwicklung des Landlebens. Diese sind rund um die Themen kulturelle Identität als Schlüsselfaktor, wirtschaftliche Stärkung auf Basis regionaler Potenziale, Stärkung ländlicher Infrastrukturen in Versorgung, Bildung und Verkehr, Überdenken bestehender Raumstrukturen und schließlich die an fünf von Bätzing identifizierten Typen ländlicher Räume orientierten Schwerpunktsetzungen gruppiert. Dass in Kapitel fünf die transformative Kraft der Industrialisierung nicht auch für den globalen Süden in den Blick genommen wird und sich die zeitgeschichtlichen Analysen der Kapitel sechs und sieben auf die Bundesrepublik Deutschland beschränken, begründet der Autor mit der Notwendigkeit, das Buch in Umfang und Komplexität zu begrenzen.

Ein inhaltliches Referat des entwicklungsgeschichtlichen Längsschnitts muss unterbleiben. Stattdessen seien einige Leseindrücke hier zusammengefasst: Das auch ohne disziplinäre Vorkenntnisse in der Geografie gut lesbare Buch hat seine besondere Stärke im Ausdeklinieren der komplexen Entwicklungen. Stets werden dabei Gesellschaft und Raumordnung produktiv zusammen gedacht und die co-evolutive Verbindung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Prozesse (Etablierung und Änderung von Herrschaftsformen, gesellschaftliche Arbeitsteilung) auf der einen und ihrer konkreten Auswirkungen auf Landnutzung, Siedlungsform und agrikulturelle Spezialisierung auf der anderen Seite herausgearbeitet und erörtert. Grundlegende Prozesse des Landnutzungswandels (*Vergetreidung*, *Vergrünlandung*, Entstehung monokultureller Hochwälder, Weg der Landwirtschaft von der Netto-Energieproduzentin zur Netto-Energiekonsumentin) werden gut erklärt und mit den jeweiligen epochenspezifischen Rahmenbedingungen in Beziehung gesetzt. Über einzelne Periodisierungen ließe sich diskutieren, so scheint mir etwa die Ansetzung der ästhetischen Umwertung der *schönen Landschaft* durch städtisches Bürgertum und Kunst mit dem späten 18. Jahrhundert vergleichsweise spät angesetzt. In der Gesamtsicht ist die angebotene Chronologie – bei aller notwendig idealtypischen Zuspitzung gerade der vormodernen Kapitel – plausibel.

In dem Umstand, dass den Kapiteln sechs bis acht, mithin der Analyse der Entwicklungen von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, die Hälfte des Textumfangs gewidmet ist, zeigen sich der Ansatzpunkt und das erkenntnisleitende Interesse Bätzings: Er will dazu beitragen, die aktuelle Situation unter Nutzbarmachung der historischen Rückschau zu verstehen. Und er tut dies unter Anwendung der perspektivischen Koppelung des von ihm eingeforderten *doppelten Blicks*. Ob andere, stärker sektoral spezialisierte Studien tatsächlich nur „blasse, blutleere und langweilige Darstellungen“ bieten, „die dem spannungsvollen Thema Landleben nicht gerecht werden“ (S. 252), sei dahingestellt. Um zu erahnen, dass die Summe fokussierter Spezialstudien ungemein reichhaltige Erträge liefern kann, genügt zum Beispiel ein Blick in die Backlist des *Jahrbuchs für Geschichte des ländlichen Raumes*. Bätzings Essay versteht sich als inklusives, der Konkretion, nicht der Theoriebildung verpflichtetes Werk. Dennoch hätte stellenweise ein zumindest punktueller wissenschaftsgeschichtlicher Rückblick auf die Erforschung des ländlichen

Raumes und der Stadt-Land-Beziehungen sicher gutgetan. So wird die raumplanerische Wirkmächtigkeit der Stärkung *Zentraler Orte* in der Nachkriegszeit hervorgehoben, ohne auf die theoretische Grundlage, Walter Christallers Zentralort-Theorie, einzugehen. Ähnliches ließe sich bezogen auf die Diskussionen zu Suburbanisierung und Zwischenstadt sagen, zu denen verschiedene Disziplinen, nicht zuletzt die Soziologie, beitragen. Ein interdisziplinärer Klassiker wie die *Darmstadt-Studie* der Nachkriegszeit wird ebenso wenig erwähnt wie das Oeuvre eines Clemens Zimmermann, der, disziplinär in der Geschichtswissenschaft verortet, so wichtige Beiträge zum Verständnis von Dorf, Land und Stadt geleistet hat.

Dessen ungeachtet: Bätzings Buch ist unbedingt lesenswert und leistet einen wertvollen Beitrag zu aktuellen Debatten. Und sollte es als Urlaubslektüre Verwendung finden, dann sei empfohlen, es gemeinsam mit Ewald Fries, *Ein Hof und elf Geschwister. Der stille Abschied vom bäuerlichen Leben in Deutschland* einzupacken. Auch dies ergibt dann einen produktiven *doppelten Blick*: den aus Bätzings Makroperspektive und den aus Fries' autobiografisch unterlegter Mikroperspektive.

MARTIN KNOLL, Salzburg

Niederösterreich im 19. Jahrhundert. Band 1: Herrschaft und Wirtschaft. Eine Regionalgeschichte sozialer Macht. Band 2: Gesellschaft und Gemeinschaft. Eine Regionalgeschichte der Moderne, hg. von OLIVER KÜHSCHELM / ELISABETH LOINIG / STEFAN EMINGER / WILLIBALD ROSNER, Niederösterreichisches Institut für Landeskunde, St. Pölten 2021. ISBN 978-3-903127-27-2 850, 978-3-903127-28-9, 872 und 896 S., Ill., Diagramme.

1. Regionale Machtdemonstration

Der Blick auf das Sextett von Herausgeber:innen und Redaktion (HEIDEMARIE BACHHOFER / TOBIAS E. HÄMMERLE) zeigt unmissverständlich: Die Regionalgeschichte Niederösterreichs (künftig: NÖ) ist ein ambitioniertes Vorhaben. Dimensionen und Umfang entsprechen der Rolle des österreichischen Bundeslands, das seit dem Mittelalter als Schwergewicht unter den österreichischen Ländern hervorsteht. Als Herzogtum unter der Enns, als zentrales Erb-, Kron- und Bundesland war es verbunden mit der Kapitale Wien, die lange Zeit als Reichs-, Republik- und Landeshauptstadt fungierte. In wenigen Staaten Europas ist die Hauptstadt so eng an eine starke Region angekoppelt. In den Bänden findet die enge Verflechtung von Land und Metropole adäquaten Ausdruck.

Die Editor:innen rücken das Dreieck Herrschaft, Wirtschaft und Gesellschaft in den Mittelpunkt der Darstellung, in deren Zentrum die Frage der Macht als analytischer Bohrkern steht, ein Ansatz, der Macht als Instrument der Herrschaftsbildung, der institutionellen Ausgestaltung wie als soziales Ordnungsprinzip zentrale Funktionen beimisst. Mitherausgeber OLIVER KÜHSCHELM beschreibt in der ausführlichen Einleitung die Gründe für die *Option Macht*. Theoretischer Ausgangspunkt ist die vierbändige, 1986–2013 erschienene *Geschichte der Macht* von Michael Mann, die die Entfaltung von Machtprinzipien und -mechanismen seit dem 18. Jahrhundert in den Blick nimmt. Manns empiriegesättigtes Konzept beeindruckt durch die Rekonstruktion der Übergänge von personaler Herrschaft zu ihrer institutionellen Ausgestaltung auf unterschiedlichen Ebenen. Die machtgestützte *Governance* umfasst Recht, parla-

mentarische und exekutive Institutionen ebenso wie Militär, Fiskus, Ökonomie sowie ein weites Konzept von Infrastrukturen. Manns Aufmerksamkeit gilt ihren Trägern und Führungsschichten, in der Verbindung von Marx'schen Fragen mit Weber'schen Antworten, wie der Soziologe Risiko Heiskala prägnant formuliert. Trotz sorgsamer, oft überzeugender Argumentation sprechen drei Gründe dafür, dem Konzept *Macht* mit Vorsicht zu begegnen. Denn Niklas Luhmann hat argumentiert, wie gesellschaftliche Differenzierung in ihrer systemischen Entfaltung auch Strategien der Macht unterläuft und sogar unterspült. Differenzierung stellt sie in Frage und nötigt zur Revision von Herrschaftsformen und Strategien, die trotz laufender Perfektionierung ihre Unzulänglichkeit erweisen, sogar ins Leere laufen. Luhmann bemerkt ein wenig höhnisch: Macht sei „nur eine von vielen Möglichkeiten, von latenten Systemen Gebrauch zu machen, und gewiss nicht immer die effektivste“ (Niklas Luhmann, *Macht im System*, S. 22).

Zweitens sind Widerständigkeit und gesellschaftliche Resilienz auf lokaler Ebene seit dem Kommunalismus im 16. Jahrhundert ein steter Stachel gegen vordringende Staatlichkeit – oft resistenter als erwartet. Drittens unterschlägt der Fokus auf staatliche Herrschaftsbildung eine stumme Großmacht – Natur und Umwelt in ihrer sozionaturalen Durchschlagskraft. Kühschelm und das Editor:innenteam sind reflektiert genug, um solche Einwände gegen das *Prinzip Macht* in Rechnung zu ziehen. Unbestreitbar ist, dass das Mann'sche Machtparadigma im 19. Jahrhundert besonderen Effekt gewinnt: Die nach 1815 progressive Staatsbildung im Zeichen des Gewaltmonopols, die Verschränkung staatlicher und sozialer Macht, umfassende Militarisierung, wachsende Polizeihöheit und administrative Durchdringung im Übergang von Hoheits- zur Leistungsverwaltung, die ökonomische und infrastrukturelle Vereinnahmung von Territorien erreichen in diesem Säkulum ihren Höhepunkt. Aber Machtansprüche zerfasern auch am Ende der Epoche, durch Gewaltenteilung und Globalisierung, durch politische und gesellschaftliche Anomien, durch dem Machtzugriff entzogene Bereiche. Aber es lohnt, den Ansatz durchgreifend und reflektiert zu erkunden, wie in beiden Bänden vielfach der Fall. Erfreulich ist zudem, dass das in der historischen Forschung bis vor kurzem vernachlässigte 19. Jahrhundert die chronologische Hauptachse bildet. Das Säkulum wird breit definiert, als *langes 19. Jahrhundert*, das von der josephinischen Ära bis 1914 ausgreift.

Nach Oliver Kühschelms Einführung führt der Beitrag von JANA OSTERKAMP über die *Rolle von Niederösterreich im habsburgischen Imperium* das Grundkonzept luzide aus. Osterkamp hat in innovativen Studien die Habsburgermonarchie als „Kooperatives Imperium“ beschrieben, dessen Koordinationskraft in der Lage war, unterschiedliche Institutionen, territoriale Gewalten und nationale Dynamiken auf diversen Ebenen lange Zeit mühsam, aber dennoch erfolgreich zu orchestrieren. Niederösterreich war ein wichtiger Testfall für den Erfolg der Koordination. Die folgende Besprechung würdigt eingehend die beiden Bände, mit selektivem Blick auf die Beiträge.

2. Land und Herrschaft oder soziale Macht?

Der erste Band erprobt den Grundansatz in fünf Hauptabschnitten: *Staatsbildung und Verwaltungsmacht*, *Bewaffnete Macht*, *Politische und religiöse Macht*, *Wirtschafts- und Infrastrukturmacht*. Die Kapitel bewerten Leistungsprofile und -bilanzen wichtiger Akteure im Verlauf ihres Macht- und Positionsgewinns. Die Ausweitung der staatlichen Aktionssphäre erweist sich in Niederösterreich eindrucklich, da hier wie

in Böhmen die starke grundherrschaftliche Position von Adel und Großgrundbesitz bereits im Vormärz von der staatlichen Autorität, vorab den Kreisämtern, ab 1868 durch Bezirkshauptmannschaften, sukzessive abgelöst wurde. Dennoch bleibt die Rolle der Landstände, ab 1861 des erneuerten Landtags, als Repräsentation landesweiter Notablen, bedeutsam, zumal das Landhaus in der Wiener Herrengasse im Zentrum der Kapitale platziert ist.

Der Überblick von PETER URBANITSCH über den Weg von den Ständen zum Landtag bis zum Ende der Monarchie beschreibt die Reaktionsfähigkeit der ständischen Kräfte, die vor der progressiven Durchstaatlichung zwar immer wieder zurückwichen, zumal im Neoabsolutismus ab 1850, um dann aber in flexiblem Konter wieder Positionen zurückzugewinnen. Dank der Nähe zu Wien und des wachsenden Anteils großstädtischer Abgeordneter im zuletzt 127-köpfigen Landtag ließen sich Landesinteressen verstärkt ins Spiel bringen und Großvorhaben wie Wasserversorgung und Flussregulierung durchsetzen. Zudem hielt das politische Duell zwischen Wiens Bürgermeister Karl Lueger und dem fast zeitgleich agierenden Statthalter Kielmansegg die Auseinandersetzung Stadt-Land in Bewegung.

Der Übergang von der starken Position der Grundherrschaften mit Aufgaben der Judikatur und Administration bis 1848 hin zur neuen, flächendeckenden Präsenz der staatlichen Bezirksbehörden wird von JOSEF LÖFFLER und THOMAS STOCKINGER souverän bilanziert. Löffler erschließt die Ordnungsaufgaben der Grundherrschaft über das herrschaftskonstitutive Momentum von Grund und Boden und den Blick auf die 2.645 berechtigten Grundherren und -obrigkeiten. Sie übten neben Schutz- und Treuepflichten gegenüber den Grundholden auch drückende Robotrechte aus, die viele Untertanen in regelmäßige Arbeitsfron zwangen. Die Judikative wurde durch die Reform Josephs II. (1783) allmählich einer eigenen, der Grundherrschaft entzogenen Ortsgerichtsbarkeit überantwortet. Für Niederösterreich typisch blieb die Gemengelage unterschiedlicher Herrschaften, die sich auf dem Landesterritorium überlagerten, anders als im nahen Böhmen, sodass sich die Untertanen oft in mehreren Herrschaften wiederfanden. Die im Zuge der Theresianischen Staatsreform 1753 eingeführten Kreisämter waren Brückenköpfe zur Implementierung von Staatlichkeit und staatlicher Normen, in einem Prozess, der sich ein Jahrhundert lang hinzog. In Niederösterreich lässt sich die Durchsetzung staatlicher Macht gegenüber der Grundherrschaft anschaulich verfolgen, als progressives Vordringen des *Staaes in die Fläche* (siehe dazu Jörg Ganzenmüller / Tatjana Tönsmeier (Hg.), *Vom Vorrücken des Staaes in die Fläche. Ein europäisches Phänomen des langen 19. Jahrhunderts*, 2016).

Löfflers Beitrag stützt wie der von Stockinger über die staatlichen Bezirksbehörden nach 1848 das Mann'sche Machttheorem, da er herrschaftliche Intervention, Interaktion von Grundherrschaft, Staat und sozialen Gruppen wie auch hegemoniale Verschiebungen überzeugend illustriert. Der Kontrast zwischen den Grundherrschaften, den kurzzeitig agierenden gemischten Bezirksämtern (um 1850) und dem ab 1868 stabilen System der Bezirkshauptmannschaften erhellt Herrschaftsverhältnisse und die mühsame Suche nach einer Balance zwischen Exekutive, Justiz und Verwaltung.

Auf die Potenziale einer multidimensionalen Verwaltungsgeschichte rekurriert auch der Beitrag von THOMAS BUCHNER über die Gemeinden. Seine gut argumentierten Ausführungen über die *Verstaatlichung* der Gemeinden im Zuge der *Selbstverwaltung* ab 1849 lassen aber die Frage offen, ob in den Gemeinden durch Wahlen und Selbstverwaltung nicht doch eine markante Elitenbildung erfolgte, die sich im

Spannungsfeld zwischen bürgerlicher Selbstverwaltung und Klientelismus (mit dem Netzwerk der Vereine) dem Druck des Staates auf ihre Weise entzog, trotz chronischer Unterfinanzierung der Kommunen, auf die Buchner mit Nachdruck insistiert.

Als Gegenhalt gegen staatlichen und administrativen Eingriff war das Verwaltungsgericht eine Ebene der Judikative, die PETER BECKER analysiert. Als Instanz für Normalbürger schwer zugänglich, als *ultima ratio* der Rechtssicherung dennoch zunehmend beansprucht, macht die Spruchpraxis am Verwaltungsgericht die Dialektik zwischen Staatlichkeit und lokalen Interessen eindrücklich fassbar. Das von Becker sorgsam aufbereitete Beispiel der Wassernutzung veranschaulicht, wie das Gericht als Instanz zwischen privaten Zielsetzungen, dem öffentlichen Interesse am Allgemeingut Wasser und dem Staat als Regulierungsinstanz zunehmend in zentrale Positionen einrückte. Beckers Beitrag deutet aber auch an, wie das Vordringen des Staates *in die Tiefe* bald nach 1900 an Grenzen stieß.

Militär und Wehrdienst sind im Zusammenhang von Nationalisierung, Nationsbildung und Sozialdisziplinierung gut erforscht, für Österreich wegweisend von Christa Hämmerle. Die ab 1868 einsetzende allgemeine Wehrpflicht, die damit verbundene Mobilisierung und Einberufung griffen vor allem auf Angehörige ländlicher Unterschichten zu, die im Drill, Kerngemeinschaft und Hierarchie diszipliniert und nationalisiert wurden. Stolz, Unterwerfung, Gefügigkeit manifestierten sich im Wehrdienst, der auch männlicher Initiation diene. WILLIBALD ROSNERS militärgeschichtliche Expertise erfasst in zwei Kapiteln die Rekrutierung, den Wehrdienst, den Bezug Militär-Territorium und den begrenzten Zugriff der Wehrpflicht auf überschaubare Gruppen. Eine konzisere Darstellung hätte nicht geschadet, zumal die Schilderung von Kriegsauswirkungen auf Niederösterreich 1797 bis 1918 dem strukturorientierten Zuschnitt der Bände weniger entspricht.

THOMAS STOCKINGER bewertet Verlauf und Folgen der Revolution von 1848, zumal deren lange verkannte Auswirkungen auf den ländlichen Raum. Zu Recht kritisiert er den in der Forschung dominanten Topos von weiten *Zonen der politischen Stille* in mitten urbaner Revolutionshochburgen, der jüngst in Christopher Clarks *Frühling der Revolution* wiederkehrt. Der Blick auf die Revolutionsfolgen mit Politisierung breiter Bevölkerungsgruppen und massiver Widerständigkeit, im Aufsatz gut aufbereitet, relativiert die These vom Vordringen des Staates in die Fläche (und Tiefe), mit der Grundentlastung als zentralem Momentum der Revolutions-Rezeption auf dem Lande.

Politisch bewährte sich Niederösterreich nach 1848 als Arena der Parteibildung, als Rekrutierungszone der Deutschliberalen, ab 1885 des aufsteigenden Deutschnationalismus, wie CHRISTIAN KLÖSCH plastisch herausarbeitet. Die Liberalen waren Hauptprofiteure der Verfassungsära 1861–1867, vor allem dank des Zensuswahlrechts, das den bürgerlichen Notablen einen strukturellen Mehrheitsbonus sicherte. Besitzbürger, Gebildete und Adel holten sich im Rahmen der niedrigen Quote Wahlberechtigter einen Großteil der Mandate in Landtag und Gemeinden.

Die Selbstsicherheit der Deutschliberalen als Repräsentanten der führenden Nationalität und Trägerschicht schwand ab 1871: Das Ende gesamtdeutscher Projekte ebnete den Weg zum militanten Deutschnationalismus und zu neuer Aggressivität auch im katholischen Lager. Beiden diene Niederösterreich als ideales Exerzierfeld, erst recht für Georg von Schönerer, der in den 30 Jahren vor dem Weltkrieg als regional verankerter Populist *ante litteram* agierte. Ätzender Antisemitismus, -katholizismus und pangermanische Hyperbeln Schönerers blieben politikbestimmend. Der

Liberalismus der Verfassungsära wich einem militanten Deutschnationalismus, der im halbländlichen Milieu des Landes nicht die Kapillarität der Christlichsozialen erreichte, aber stilbildend wirkte.

Die Christlichsozialen – so STEFAN EMINGER – entfalteten ihr Potenzial ab 1880 vor dem Hintergrund des zunehmend obsoleten Politik- und Deutungsangebots der Katholisch-Konservativen. Ihre Antworten auf die Krise ländlicher Räume und Gesellschaften überzeugten und sorgten für breite, durch das Wahlrecht begünstigte politische Verankerung, die sich 1896, erst recht 1907 festigte. Im Zusammenwirken von niederem, deprivilegiertem Pfarrklerus und politisiertem *Bauernstand* entwickelten Christlichsoziale ein Politikangebot, das Moderne und Antimoderne perfekt verband, wie Eminger im Sinne von Nipperdey und Altermatt betont. Die Analogien zu Tirol sind evident, sodass ein Vergleich der christlichsozialen Erfolgskurve in beiden Ländern auf der Hand läge. Überschaubar, oft nur punktuell blieb der Stellenwert der Arbeiter:innenbewegung, obwohl in Hainfeld immerhin die österreichische Sozialdemokratie begründet wurde. JOHN EVERS erfasst eindringlich die Expansion der organisierten Bewegung, die aber strikt eingegrenzt blieb und auf dem Land kaum präsent war.

Der Blick auf unterschiedliche religiöse Lebenswelten im ländlichen Raum wird als Sensor politischer und kultureller Stimmungslagen wie als Faktor der Vergesellschaftung von RUPERT KLIEBER und CHRISTOPH LIND umsichtig genutzt. Die religiöse Hegemonie des Katholizismus traf auf die Präsenz der beiden anderen großen Konfessionen und schuf ein religiös-kulturelles *othering*, das Elemente der Toleranz, vor allem aber der Intoleranz im Zeichen von Kulturkampf und Antisemitismus in Wirkung setzte. Der von Klieber geübte Perspektivenwechsel zwischen Volkskirche und hierarchischer Staffelung mit Einblicken zum religiösen Alltag und Volksfrömmigkeit überzeugt und würdigt das 19. Jahrhundert als „Zweites konfessionelles Zeitalter“ auf der Höhe der Forschung. Linds Einblicke in jüdisches Leben zwischen Verboten, langsamer Zulassung und Festigung von Gemeinden bis hin zum Gesetz von 1890 erschließen die Situation in Niederösterreich als paradigmatisch für den Umgang mit dem Judentum in den Kronländern Cisleithaniens.

Der Großabschnitt *Wirtschaftsmacht* erschließt die janusköpfige Rolle Niederösterreichs als agrarische Region mit hochrangigen industriellen Kernen in peripherer Lage mit Aspekten markanter Zentralität, die seine Handelsverflechtungen mitbestimmte. Wie in anderen Hauptkapiteln bündeln Experten den Forschungsstand zur Synthese von Rang: MICHAEL PAMMER bietet ein empirisch gesättigtes Bild von Wachstum und (ungleichmäßiger) Verteilung, ANDREA KOMLOSY setzt die Dialektik von Niederösterreich als Zentrum und peripherer Abgeschiedenheit ins Licht, ANDREAS RESCH vermittelt den protoindustriellen Aufbruch, der leistungsstark, aber regional disparat verlief.

Komlosy nutzt ihre bewährte globalhistorische Perspektive zwischen Weltsystem und postkolonialem Ansatz, um die Funktion von Niederösterreich als Drehscheibe zwischen lokaler Bindung, Isolation und weiträumiger Verflechtung in ihrer geografischen Ausrichtung nach Südosteuropa ins Spiel zu bringen. Anregend, aber nur cursorisch angerissen sind ihre Verweise auf das Konzept *Heimat* als Gegenpol zur um 1900 rapide wachsenden Öffnung und Verflechtung. Die Thematisierung von *Heimat* als ideologischer Gegenposition zur Durchstaatlichung und Vermachtung wäre ein wichtiger Test für das Basiskonzept der Bände gewesen.

KLEMENS KAPS' Blick auf die Rolle des Handels als Schrittmacher von Produktion und Warenaustausch schließt an Komlosy an, wie er auch später behandelte Themen von Mobilität und Verkehr antizipiert. Die stille Macht des Handels, des *doux commerce*, wird seit Fernand Braudel als signifikanter Prägefaktor ökonomischer Transformation gewürdigt. Kaps' Analyse der Güterketten und Handelsbilanzen erschließt die weiträumige, im 18. Jahrhundert einsetzende Integration von Niederösterreich über die Levante via Triest bis hin zu transatlantischen Verbindungen. Nur scheinbar antipodisch zum Handel steht die Rolle der *Agrarwirtschaft*, deren Wandel seit dem späten 18. Jahrhundert MARTIN BAUER bearbeitet: Die Zäsuren von der Dreifelderwirtschaft zum Fruchtwechsel, von der Subsistenzwirtschaft zur Spezialisierung, von Handarbeit zur beginnenden Mechanisierung, von lokalen Märkten zu breiter Distribution sind auf die Entwicklungen in Niederösterreich fokussiert, mit starker Aufmerksamkeit für die Rolle des Absatzmarkts Wien und dem beginnenden Start von Monokulturen wie der Zuckerrübe. RITA GARSTENAUER würdigt *Wald – Wissen – Staat*: Wald und Forst sind Ankerzentren von Klima und Ökologie, zumal des Wasserhaushalts, zudem Räume der Auseinandersetzung über Besitzrechte und Nutzungsformen. Garstener erschließt die Bedeutung des Forsts als Reibungsfläche zwischen Obrigkeit, Individualrechten und *commons*, vor allem die Ausformung des Forstfachs als Feld für staatliche Institutionen und Formierung von Expertenwissen.

Obwohl der Aufbau des ersten Bandes insgesamt überzeugt, ist der im Gefolge Manns mit *Infrastrukturmacht* betitelte letzte Hauptabschnitt unglücklich disponiert. So treffend die Ausführungen von BERND KREUZER über Mobilitäten als Schleusen für Macht und Moderne ausfallen, so ist die Zuordnung von Bildung und Schule zur Rubrik *Infrastruktur* im Gefolge von Mann leider ebenso verfehlt wie die von Armenfürsorge und Soziales zur nämlichen Kategorie. Klüger wäre es gewesen, sie dem Abschnitt *Beziehungsnetze – soziale Disziplinierung* in Band zwei zuzuordnen, wo die informierten Beiträge von THOMAS HELLMUTH (Bildung), MARTIN SCHEUTZ (Armenfürsorge) und MONIKA SENGHAAS (Sozialpolitik) besser zur Geltung gekommen wären. Zum Bereich *Infrastrukturmacht* hätte hingegen ein Beitrag zum Bereich Energie gepasst. Denn leider fehlt der Grundaspekt der fossilenergetischen Transformation in den Bänden als ein *Aussetzer* in der sonst umsichtigen Bandregie.

3. Gesellschaft und Gemeinschaft? Grenzen der Bandkonzeption

Der erste Band bietet überragende Resultate, lässt aber einen Hauptaspekt vermissen: Warum werden die Macht von Raum und Territorium, ihre morphologische Konfiguration und landschaftliche Anmutung nicht angemessen beschrieben? Immerhin intoniert Ernst Bruckmüller in Band 2 *en passant* einen spatialen Grundakkord, im Blick auf die „alpinen Regionen über Voralpen- und Alpenvorlandregionen, die Hochflächen des Waldviertels, die Thermenregion, [...] Wienerwald und die Bucklige Welt bis hin zum östlichen Flach- und Hügelland des Weinviertels und des Viertels unter dem Wienerwald“ (Bd. 2, S. 111).

Heterogenität und Vielfalt des Raumes bilden politische und wirtschaftliche Voraussetzungen, denen die Bände nachgehen, ohne aber die spatiale Perspektive des Landes in seiner Gesamtheit angemessen zu würdigen. Ein Einzelbeitrag wie der von SÁNDOR BÉKÉSI und ELKE DOPPLER über den Wienerwald als Naturraum und ästhetische Kategorie, als Komplementärraum zur Hauptstadt Wien, als Projektionsfläche zwischen Nutzung, Erholung und Wahrnehmung bereichert zwar Band zwei, ver-

weist aber auf das Fehlen einer umfassenden Würdigung der Raumbildung, -gestaltung und -wahrnehmung von Niederösterreich.

Die Beziehung zwischen Metropole und Land bestimmt den zweiten Band, der deren Verflechtung betont. Ein einführender Hauptabschnitt gilt „Bevölkerung und Sozialstruktur“, den Trägern von „Gemeinschaft und Gesellschaft“. ANDREAS WEIGL, Experte demografischer Trends und Verläufe im globalen Maßstab, ordnet die Bevölkerungsentwicklung im 19. Jahrhundert ein: Stockendem Wachstum in der Phase bis zum Vormärz folgte ab 1830 ein dynamischer Schub, der die Bevölkerungszahl des Landes (ohne Wien) von knapp 900.000 (1837) auf 1.425.000 (1910) anhob. Dennoch war die Dynamik im österreichischen Vergleich moderat, bis auf das industrialisierte Viertel unter dem Wienerwald, wo das Wachstum verstärkt anzog. Dies war die Folge einer seit dem späten 18. Jahrhundert auf Bevölkerungswachstum zielenden Biopolitik des Staates, mit zunehmend wirkungsvoller Medikalisierung. Weigl beschreibt das Heiratsverhalten im Rahmen des *European marriage pattern* mit später Heirat und wachsenden Quoten illegitimer Kinder, erfasst zudem den Ernährungs- und Gesundheitsstatus ebenso wie die um 1900 verbesserte medizinische und hygienische Versorgung.

ANNEMARIE STEIDLs Darstellung der Migrationsbewegungen in Niederösterreich/Wien schließt an Weigls Vorgaben bruchlos an. Sie betont die oft kleinräumige Wanderung von Dienstboten in ländlichen Räumen abseits von Wien, ab Mitte des 19. Jahrhunderts ergänzt durch Saisonarbeitende ferner Provenienz wie aus Ungarn oder dem böhmisch-tschechischen Raum. Der durch die intensivierete Landwirtschaft erhöhte Arbeitskräftebedarf war nur von auswärts zu decken, erst recht im Zuge der ab 1780 einsetzenden Industrialisierung des ländlichen Raumes, zumal des Wiener Beckens mit starker Textilproduktion. Das Wachstum von Wiener Neustadt bildet ab, wie sich eine dörfliche Siedlung zum populationsstarken Industriestandort von 6.000 (um 1800) auf 32.000 Einwohner:innen (1910) ausweitete, darunter viele auswärtiger Herkunft. Auch der Bahnbau zog Tausende Wanderarbeiter:innen aufs flache Land. Ab 1850 führte der demografische Sog Wiens Zehntausende aus Niederösterreich in die Kapitale, dieser Anteil wurde aber von großräumiger Zuwanderung bei weitem übertroffen. HANNES STEKLS Darstellung der Hocharistokratie ist dank langjähriger eigener Forschung sicher entwickelt. Seine anschauliche Schilderung hochadeliger Milieus, Praktiken und Kulturformen legt aber mehr Wert auf die habituelle Selbstpräsentation als auf den politischen Stellenwert und Einfluss der Aristokratie-Eliten.

Auch ERNST BRUCKMÜLLERS Ausführungen über *Die „Macht“ der Bauern* und den Wandel der Gesellschaft in der Agrarregion Niederösterreich bilanzieren knapp 50 Jahre eigener Forschung. Der Weg von der bäuerlichen Gemeinde in Niederösterreich mit komplexen hoheitlichen, besitzrechtlichen und kommunitären Gemengelagen über die Grundentlastung und die liberale Ära hin zu verstärkter politischer Willensbildung ist punktgenau markiert. Die Verdichtung der Organisationen und der Einflussgewinn des 1906 neu konstituierten Bauernbundes illustriert den Machtanspruch des *Bauernstandes* über den Auftritt zentraler Repräsentanten wie Johann Oberndorfer, Karl List und Josef Stöckler. Dem Kapitel und dem Generalthema *Sozialstruktur* bestens entsprechen hätten einige Hinweise zum Verhältnis zwischen bäuerlichem Besitz und ländlichen Dienstboten, Lohnabhängigen und Unterschichten.

Die seit 2000 in Deutschland und Österreich prosperierende Kleinstadtforschung bietet SABINE SCHMITNER Gelegenheit zur Bewertung der gesellschaftlichen Position bürgerlicher Schichten in kleinurbanen Räumen, wie sie für Niederösterreich typisch

sind. Die Spannung zwischen dem Aufstieg besitz- und bildungsbürgerlicher Gruppen ab 1800, ihrem dank des Zensuswahlrechts gewachsenem Einfluss im städtischen Raum und ihrer begrenzten gesellschaftlichen Prägekraft ist sorgsam erfasst, bis hin zur Formierung der neuen Sozialgruppe der Angestellten und dem Aufbau einer wirkungsmächtigen, sich nach 1919 stark ausweitenden Mittelstandsideologie.

Unterhalb des Wien-Niederösterreich-Verhältnisses beschreibt ein Großkapitel von Band zwei *Beziehungsnetze – soziale Disziplinierung und (Selbst-)Ermächtigung*. Die Beiträge erschließen die Mikroebene von Familie, Verwandtschaft und Haus, zudem Vereinswesen/Engagement in der Dialektik von Öffentlichkeit und Privatheit. Bemerkenswert ist, dass diese Innensicht der Disziplinierung und Selbstermächtigung das Mann'sche Machtkonzept relativiert, zumal in der Wirkungsweise von *Disziplinierung* der Einfluss von Michel Foucault anklingt, mit dem Mann wenig gemein hat.

Die Mikroebene der Beziehungen auf der Ebene von Familie und Verwandtschaft (GERTRUDE LANGER-OSTRAWSKY, MARGARETH LANZINGER), aber auch ihr Scheitern, das sich in frühen Scheidungen bereits um 1800 manifestiert (ANDREA GRIESEBNER, ISABELLA PLANER, BIRGIT DOBER), zudem der häusliche Dienst als zwiespältiger Teil der Haus- und Familiengemeinschaft (JESSICA RICHTER, TIM RÜTTEN), sind Glanzstücke der Bände. Sie erschließen, wie sich große Transformationsschübe des Jahrhunderts auf der Beziehungsebene abzeichnen, aber auch wie individuelle Prozesse sozialer Interaktion den Wandel mitbestimmen. Anders als von Mann intendiert, bildet die *Macht von Intimität und Emotion* einen zentralen, oft unterschätzten Treiber des Umbruchs.

ACHIM DOPPLERS sensible Untersuchung von Praktiken des Lesens und Schreibens, damit zum Erwerb von Kulturtechniken, erfasst Bildungs- und Sozialisierungsprozesse und Formen persönlicher Selbstermächtigung. Sie dienen längst nicht nur der Funktionalisierung und Heranbildung nützlicher Untertanen, sondern öffneten Lebens- und Aufstiegschancen. Vereine als Scharniere zwischen persönlicher Reputation, öffentlichem Engagement und staatlicher Intervention sind seit Langem erforscht, auch als Kerne assoziativer Vergesellschaftung des 19. Jahrhunderts. PETER HINTERNDORFER verfolgt die Entfaltung der breit gefächerten Vereinslandschaft, die kollektives Handeln und regionale Mentalitäten in Niederösterreich weitgehend prägte. Lange unterschätzt, von WALTRAUD SCHÜTZ sorgsam sichtbar gemacht, ist das Wohltätigkeits-Engagement von Frauen, das neben konkreter Hilfe in Einzelfällen und kollektiven Krisen Frauen Sphären der Öffentlichkeit erschloss.

Der Hauptabschnitt von Band zwei *Die Metropole und das flache Land* bringt die Stadt-Land-Verflechtung zwischen Wien und Niederösterreich ins Spiel. Dabei zeigt sich eine Verschiebung der Perspektiven zugunsten der Großstadt: Die Titel der meisten Beiträge des Abschnitts wie *Ungleiche Geschwister*, *Brot für die Hauptstadt*, *Mobilisierung im Hinterland*, *Die Großstadt und ihre Komplementärlandschaft* charakterisieren das Land implizit als abhängig von der Metropole in einer Asymmetrie, die mitunter auf Kosten des Landes geht. PETER EIGNER und MAXIMILIAN MARTSCH charakterisieren die Städte von Niederösterreich in ihrem Eigensinn, zunächst als unterbewertete Kleinstädte im Schatten der Reichshauptstadt. Während Wien von Zuwanderung aus Niederösterreich erheblich bestimmt wurde, entwickelten Städte wie Baden, Amstetten, St. Pölten oder Wiener Neustadt eigene Profile, gewannen an Bevölkerung und pflegten ihre „Eigenlogik“ (Martina Löw) als Industrie-, Verwaltungs- und Agrarstädte, in selbstbewusster Mikroubanität, im Fall von Berndorf und Amstetten mit großen Wachstumsschüben.

JONAS ALBRECHT schildert die Rolle des Landes, zumal von Niederösterreich, als Nahrungsreservoir zur Versorgung Wiens vom späten 18. Jahrhundert bis um 1900. Sein innovativer Zugriff verknüpft Ernährungsgrundlagen (vom Roggen zum Weizen), sich ausweitende Korn-Lieferketten (von Niederösterreich bis nach Ungarn), Grundfragen der Logistik (Wasser- und Landtransport) und die tragende Rolle des Mühlen-Netzwerks der Wiener Umgebung gleichermaßen. Der Beitrag bietet eine neue Sicht auf die Stadt-Land-Verflechtung und die Interaktion zwischen Ökonomie, Ökologie und Infrastruktur in einem sich ausweitenden Netzwerk; er analysiert zudem die Vorzüge der Großstadtnähe als Quelle der Kapitalbildung.

ERNST LANGTHALER behandelt die *Heimatfront* im Ersten Weltkrieg, die Phase der Dekomposition staatlicher Autorität, aufbrechender Stadt-Land-Konflikte und vor allem der Unterversorgung mit Getreide und Nahrungsmitteln. Das Kapitel entfaltet ein Pandämonium der Ent-Machtung, des Zusammenbruchs der Institutionen, der Verschmelzung von Front ins Hinterland. BERND KREUZER würdigt die Rolle des Tourismus, der als städtisches Bedürfnis seit dem Vormärz die Umgebung Wiens als Sommerfrische, später weitere Teile Niederösterreichs erkundete, mit dem Semmering als weiterer Komplementärlandschaft zu Wien. Fremdenverkehr wirkte als Schrittmacher städtischer Kultur- und Lebensformen auf dem Land, sorgte für zivilisatorisch verfeinerte Standards, für Zuerwerb und Monetarisierung. Der Beitrag vermittelt die fragile Balance, die im touristischen Austausch zwischen Erholungssuchenden und Einheimischen spürbar wurde.

Der Hauptabschnitt *Repräsentation, Kulturbetrieb und Massenkultur* behandelt klassische Topoi der Kulturgeschichte wie Stadtmuseen, Volksmusikbewegung, Monumentalkultur und Theater, dazu den Beginn der massenkulturellen Medien und Kunstformen Kino und Film. Die einzelnen Beiträge sind fundiert und anregend, aber ihr Kulturbegriff bezieht sich vorab auf bürgerliche Schichten und bleibt damit gesellschaftlich einseitig segmentiert. Denn Stadtmuseen, so macht der Beitrag von CELINE WAWRUSCHA deutlich, blieben als Stätten bürgerlicher Bildung, Erbauung und Memoria von Landbevölkerung und Arbeitern wohl ebenso unbesucht wie die Monumentalkultur zu Ehren Josephs II. (WERNER TELESKO) diese Gruppen kalt ließ. Dies gilt auch für Theater auf dem Land (OLIVER KÜHSCHMELM, GERTRUDE LANGER-OSTRAWSKÝ), das zwischen Vorbildern der Metropole und provinziellem Anspruchsniveau lavierte.

Kulturelle Praktiken von Lohnabhängigen, Dienstboten, Bauern und Landbevölkerung waren vom hier vorgestellten Tableau kultureller Rezeption und Praktiken weit entfernt. Plebejische Kulturformen, die Edward P. Thompson für England früh erfasst hat und später Stuart Hall oder Jürgen Kocka, hätten als Sujets den Abschnitt gut ergänzt. Auch Feier-, Trink- und Vergnügungspraktiken von Armen und Proletariern, zumal in einer Weinregion wie Niederösterreich, hätten den bürgerlichen Kulturhabitus gut kontrastiert. KARIN MOSER erschließt eindrücklich, wie Kino und Film die Bedürfnisse eines breiten Publikums aufgriffen, Seh- und Rezeptionsgewohnheiten veränderten und wie Kinos sich ab 1900 sprunghaft ausbreiteten. Werner Teleskos Ausführungen über Monumente zu Ehren Josephs II. verlassen den Untersuchungsraum Niederösterreich zugunsten eines allzu weit gespannten gesamtösterreichischen Überblicks.

Leichte Verlegenheit beschleicht die Lesenden beim Durchmustern des Finalabschnitts *Architektur und Bildende Kunst*. So kundig der Architektur-Überblick von

JOHANN RAMHARTER gearbeitet ist, so anschaulich der von ihm und ELISABETH LOINIG gestaltete Durchgang zur Bildenden Kunst, so wirken sie in der Konzeption der zwei Bände doch wie angehängt, wie *angetackert*. Sie sind – für sich genommen – als *Bildessays* mit Gewinn zu lesen, erscheinen in der Architektur der beiden Bände aber wie stattliche, wiewohl fremdartige Zubauten. Dagegen wäre die im Beitrag von Loinig/Ramharter einfürend angesprochene Sekundärposition von Kunst in Niederösterreich im Gegensatz zu Wien eine vertiefenswerte Diskursfigur gewesen.

4. Fazit

Niederösterreich im 19. Jahrhundert ist – um in Michael Manns Diktion zu verbleiben – eine Machtdemonstration. Die Bände sind getragen von einem konzeptionell anspruchsvollen Design, mit dem Effekt, dass dank sorgsamer Redaktion und Lektorat selbst gesteckte Ansprüche vielfach eingelöst werden. Bei einer Gesamtzahl von ca. 50 Beiträgen sind Redundanzen unvermeidlich, sodass etwa anstelle der zwei Beiträge von Willibald Rosner ein einziger genügt hätte. Zielführend wäre gewesen, einen Hauptabschnitt *Agrarische Macht* zu bilden, um die inhaltlich kohärenten, aber voneinander getrennten Beiträge von Bruckmüller, Eminger, Bauer und Löffler in ihren Verbindungen wirksamer werden zu lassen. Die Bände zeigen die Grenzen des Mann'schen Konzepts nachdrücklich auf, etwa im künstlich wirkenden Einsatz von *Infrastrukturmacht*. So wirkungsvoll es in den Themenfeldern Herrschaftsbildung oder Staatlichkeit seine analytische Kraft entfaltet, so trifft es im Hinblick auf die Mikroebene sozialer Beziehungen, Verflechtungen und Konflikte auf klare Grenzen. Als Großtheorie unterschätzt Manns Machtfigur die Komplexität kultureller, religiöser und ethnischer Transferprozesse. Die Herausgebenden sollten nun, im Abstand einiger Jahre, Potenziale und Limits der Konzeption bilanzierend bewerten, auch in Auseinandersetzung mit jüngeren Klassikern zum 19. Jahrhundert wie Jürgen Osterhammels *Die Verwandlung der Welt* (2009).

Die Kapazität interessierter Lesender wird durch den abschreckenden Umfang und die inhaltlich-theoretische Fülle an ihre Grenzen geführt. Wer aber die zwei Bände durcharbeitet, gewinnt grundlegende Einsichten in die Verflechtung von Institutionen-, Herrschafts- und Machtgeschichte im Kontext eines weit gefächerten wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtlichen Panoramas der Region sowie der Habsburgermonarchie. Zudem werden zwei oft unterschätzte Dimensionen in vollem Umfang aufgewertet: In diachroner Hinsicht unterstreichen die Bände die Position des 19. Jahrhunderts als Formationsepoche der Moderne und begegnen dem lange drohenden historiografischen „Abschied vom 19. Jahrhundert“ (Paul Nolte) mit einem eindrucksvollen Statement. Ebenso erfreulich ist, dass *Niederösterreich im 19. Jahrhundert* die Potenziale einer zeitgemäßen Regionalgeschichte mit Nachdruck unterstreicht, nicht als Gegenposition zu Globalgeschichte, sondern als schlagendes Argument dafür, wie gut sich regionale und globale Ebenen ergänzen, wie sie korrespondieren und mitunter konflikthaft interagieren. Die Leistung von Herausgeber:innen und Redaktion, die das Großprojekt über manche Hürden, aber umsichtig koordinierend ans Ziel gebracht haben, lässt sich nur erahnen, zu rühmen ist sie allemal. Zuletzt: Für Tirol im 19. Jahrhundert wäre ein vergleichbares Unternehmen ein hochrangiges Desiderat, dessen Erfüllung aber – so ist wehmütig zu konstatieren – in unerreichbarer Ferne liegt.

HANS HEISS, Brixen